

missio

Internationales Katholisches Missionswerk e.V.
Fachstelle Menschenrechte

Dr. Christoph Marcinkowski (Redaktion)

Postfach 10 12 48
D-52012 Aachen
Tel.: 0049-241-7507-00
Fax: 0049-241-7507-61-253
E-Mail: menschenrechte@missio.de

© missio 2014
ISSN 1618-6222

missio-Bestell-Nr. 600330

Spendenkonto
IBAN
DE23 3706 0193 0000 1221 22

Pax-Bank eG
BLZ 370 601 93
Konto 122 122



55

Menschenrechte

Klaus Barwig
Christoph Marcinkowski
Klaus Vellguth (Hrsg.)


Die Situation der Christen im Nahen Osten

Fachkonferenz im
Tagungszentrum
Stuttgart-Hohenheim,
3. Mai 2013

missio
glauben.leben.geben.

missio
glauben.leben.geben.

in Kooperation mit:

 Akademie der Diözese
Rottenburg-Stuttgart

Das Anliegen der „Fachstelle Menschenrechte“ ist es, die Kenntnis über die Menschenrechtssituation in den Ländern Afrikas, Asiens und Ozeaniens zu fördern. Um diesem Ziel näher zu kommen, engagieren wir uns in der menschenrechtlichen Netzwerkarbeit und fördern den Austausch der kirchlichen Partner *missios* in Afrika, Asien und Ozeanien mit kirchlichen und politischen Entscheidungsträgern in der Bundesrepublik Deutschland. In der Reihe „Menschenrechte“ werden Länderstudien, thematische Studien sowie die Ergebnisse von Fachtagungen publiziert.

- 7 **Genitale Verstümmelung von Mädchen und Frauen. Auswertung einer Befragung von Mitarbeiter/innen katholischer kirchlicher Einrichtungen aus 19 afrikanischen Staaten**
deutsch (2002) – Bestellnummer 600 207
Female Genital Mutilation – Evaluation of a Survey Conducted among Staff Members of Catholic Church Institutions in Africa
in English (2002) – Order No. 600 217
Mutilations sexuelles chez les fillettes et les femmes. Évaluation d'une enquête exécutée auprès de collaborateurs d'institutions de l'Église catholique en Afrique
en français (2002) – Numéro de commande 600 227
- 6 **Verfolgte Christen? Dokumentation einer internationalen Fachtagung Berlin, 14./15. September 2001**
deutsch (2002) – Bestellnummer 600 206
Persecuted Christians? Documentation of an International Conference Berlin 14/15 September 2001
in English (2002) – Order No. 600 216
Des chrétiens persécutés? Documentation d'une conférence internationale à Berlin 14/15 septembre 2001
en français (2002) – Numéro de commande 600 226
- 5 **Zur Lage der Menschenrechte in der Türkei – Laizismus = Religionsfreiheit?**
deutsch (2001) – Bestellnummer 600 205
Human Rights in Turkey – Secularism = Religious Freedom?
in English (2002) – Order No. 600 215
La situation des Droits de l'Homme en Turquie. Laïcisme signifie-t-il liberté religieuse?
en français (2002) – Numéro de commande 600 225
- 4 **Osttimor – der schwierige Weg zur Staatswerdung**
deutsch (2001) – Bestellnummer 600 204
Human Rights in East Timor – The Difficult Road to Statehood
in English (2002) – Order No. 600 214
La situation des Droits de l'Homme au Timor-Oriental – La voie ardue de la fondation de l'État
en français (2002) – Numéro de commande 600 224
- 3 **Zur Lage der Menschenrechte in Indonesien. Religionsfreiheit und Gewalt**
deutsch (2001) – Bestellnummer 600 203
Human Rights in Indonesia. Violence and Religious Freedom
in English (2002) – Order No. 600 213
La situation des Droits de l'Homme en Indonésie. Liberté religieuse et violence
en français (2002) – Numéro de commande 600 223
Situasi HAM di Indonesia: Kebebasan Beragama dan Aksi Kekerasan
in Indonesian (2002) – Order No. 600 209
- 2 **Menschenrechte im Kongo: von 1997 bis 2001 Die schwierige Lage der Kirchen**
deutsch (2002) – Bestellnummer 600 202
Human Rights in the DR Congo: 1997 until the present day. The predicament of the Churches
in English (2001) – Order No. 600 212
Droits de l'Homme en République Démocratique du Congo : de 1997 à nos jours. Un défi pour les Églises
en français (2002) – Numéro de commande 600 222
- 1 **Zur Lage der Menschenrechte in der VR China – Religionsfreiheit**
deutsch (2001) – Bestellnummer 600 201
Human Rights. Religious Freedom in the People's Republic of China
in English (2002) – Order No. 600 211
La situation des Droits de l'Homme en République populaire de Chine – Liberté religieuse
en français (2002) – Numéro de commande 600 221

Klaus Barwig (*1952), Studium der Katholischen Theologie in Tübingen, 1976 Diplom in Katholischer Theologie, seit 1976 Tätigkeit bei der Diözese Rottenburg-Stuttgart, 1977-79 Pastoralassistent in der Pfarrei Dußlingen/Gomaringen/Nehren, 1979 Zweite Theologische Dienstprüfung, seit 1981 Referent an der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Lehraufträge: Universität Bielefeld, Kath. Fachhochschule Freiburg, Hochschule Ravensburg-Weingarten, Fachhochschule Dornbirn, Pädagogische Hochschule Ludwigsburg, Duale Hochschule Baden-Württemberg Stuttgart

Kontakt: barwig@akademie-rs.de

Christoph Marcinkowski (*1964), Dr. phil., Islamwissenschaftler und Autor von 12 Büchern u.a. zum Themenkomplex Beziehungen zwischen islamischer und westlicher Welt. Seit Januar 2013 Leiter der Fachstelle für Menschenrechte und Religionsfreiheit bei *missio* e.V..

55**Menschenrechte**

Klaus Barwig
Christoph Marcinkowski
Klaus Vellguth (Hrsg.)


Die Situation der Christen im Nahen Osten

Fachkonferenz im
Tagungszentrum
Stuttgart-Hohenheim,
3. Mai 2013

missio
glauben.leben.geben.



in Kooperation mit:

 Akademie der Diözese
Rottenburg-Stuttgart

Inhalt

- 6 **1. Einleitung:**
„Man kann niemanden zwingen zu bleiben“
(Klaus Barwig, Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart,
und Prof. Dr. mult. Klaus Vellguth, missio Aachen)
- 8 **2. Begrüßung**
(Bischof Dr. Gebhard Fürst)
- 10 **3. Begrüßung**
(Prälat Dr. Klaus Krämer)
- 13 **4. Demokratische Aufbrüche und die Rolle der Religion**
(Martin Gehlen)
- 24 **5. Bis der Letzte gegangen ist**
Der Exodus der Christen aus dem Irak
(Inga Rogg)
- 29 **6. Demokratische Aufbrüche und die Situation der Christen in Nahost**
(Ghazi Musharbash)
- 33 **7. Über Islam(ismus) und Demokratie im Lichte des Arabischen Frühlings**
(Martin Beck)
- 37 **8. Zur Zukunft der Christen im Nahen Osten**
Bleiben oder gehen?
(Samir Khalil Samir SJ)
- 52 **9. "Ihr tut nichts für uns"**
Die Enttäuschung der Syrer im Rebellengebiet
(Jörg Armbruster)
- 58 **10. Podiumsdiskussion:**
Die Verantwortung Westeuropas für die Christen im Nahen Osten

Zitiervorschlag:

Klaus Barwig, Christoph Marcinkowski, Klaus Vellguth (Hrsg.)
Die Situation der Christen im Nahen Osten –
Fachkonferenz im Tagungszentrum Stuttgart-Hohenheim, 3. Mai 2013
[missio, Internationales Katholisches Missionswerk e.V.,
Fachstelle Menschenrechte. Christoph Marcinkowski (Hrsg.)].
Aachen: missio, Fachstelle Menschenrechte, 2014. – 84 S. (Menschenrechte; 55)

Zum Geleit



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die vorliegende missio-Menschenrechtsstudie „Die Situation der Christen im Nahen Osten“ ist das Ergebnis einer Fachkonferenz, die von missio Aachen und der Katholischen Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart im Jahr 2013 gemeinsam im Tagungszentrum Stuttgart-Hohenheim veranstaltet wurde.

Die Tagungsbeiträge, und ganz besonders die abschließende Podiumsdiskussion, vermitteln tiefe Einblicke aus erster Hand in die derzeitige gespannte Situation in der Region. Experten berichten über die Lage in Syrien, im Irak, und in Ägypten und informieren über das Dilemma, in dem sich viele der Christen dort befinden: Sollen sie ihre Heimat angesichts der kritischen Lage verlassen oder sollen sie ausharren? Auch das Thema der christlichen Flüchtlinge in Deutschland wird in mehreren Beiträgen thematisiert. Ein besonderes Augenmerk gilt dem Zusammenleben der verschiedenen Religionsgemeinschaften und der Religionsfreiheit.

Ganz besonders danke ich der Katholischen Akademie Rottenburg Stuttgart für die gute Zusammenarbeit. Die weitere Entwicklung im Nahen Osten wird von missio aufmerksam beobachtet werden, und auch künftig wird sich missio für ein friedliches und respektvolles Miteinander der Religionen und Konfessionen einsetzen.

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'Klaus Krämer' in a cursive script.

Prälat Dr. Klaus Krämer
Präsident, missio Aachen

1. Einleitung

„Man kann niemanden zwingen zu bleiben“

Klaus Barwig und Prof. Dr. mult. Klaus Vellguth

Über echte Demokratisierung islamischer Länder und Religionsfreiheit als mögliche Antwort auf die dramatische Situation der bedrängten Christen im Nahen Osten diskutierten am Freitag (3. Mai) im Tagungszentrum Hohenheim mehr als siebzig Teilnehmer/innen der Fachtagung „Situation der Christen im Nahen Osten“ mit Vertretern aus Medien, Kirche und Politik, darunter der Vorsitzende der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, Volker Kauder, Nahostexperte Günter Gloser (SPD) sowie Bischof Dr. Gebhard Fürst und Prälat Dr. Klaus Krämer. Zu der Fachkonferenz „Zur Situation der Christen im Nahen Osten“ hatten das Internationale Katholische Hilfswerk missio Aachen und die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart eingeladen.

Volker Kauder zeigte sich besorgt um die Zukunft der Christen im Nahen Osten und plädierte nachdrücklich für die Gewährleistung von Religionsfreiheit in den Ländern dieser Region. Auch Staatsminister a.D. Günter Gloser warb dafür, politische Lösungen anzustreben, damit Christen in der Region bleiben können. Martin Gehlen, Nahost-Korrespondent für mehrere deutsche Zeitungen, forderte, das Verhältnis zu Saudi-Arabien zu überprüfen. Mit Gloser war auch Gehlen der Auffassung, angesichts der politischen Lage im Nahen Osten keine Waffen an Saudi-Arabien mehr zu liefern.

missio-Präsident Prälat Klaus Krämer forderte eine konkrete Unterstützung der Ortskirchen im Nahen Osten. Ihm zufolge brauche es „eine Sensibilität für bedrängte Christen, die auch in die Gemeinden in Deutschland hineingetragen werden muss“. Krämer wie auch die anderen Teilnehmer einer abschließenden Podiumsdiskussion waren sich darüber einig, dass man keinen der bedrängten Christen zwingen könne, in seiner krisengeschüttelten Heimat zu bleiben.

Die hessische Landtagsabgeordnete Mürvet Öztürk (Bündnis 90/Die Grünen) plädierte für einen erweiterten Familienbegriff im Familiennachzug zu hier lebenden Flüchtlingen, um menschliche Härte zu mildern. Davon betroffene Personen müssten außerhalb des vereinbarten Kontingents von 5.000 syrischen Flüchtlingen nach Deutschland einreisen dürfen.

„Beherberge den Fremden, denn auch du warst fremd in deinem Land!“ – mit diesem Appell rief Bischof Gebhard Fürst von der Diözese Rottenburg-Stuttgart zur unmittelbaren Solidarität für die bedrängten Christen, die ihre Heimat verlassen, auch in Deutschland auf. Auf die Frage, was man tun könne, damit die Situation der Christen im Nahen Osten so werde, dass Christen dort leben

könnten, plädierte der Bischof dafür „so in diese Länder hineinzuwirken, dass die Rechte der Christen gestärkt und Religionsfreiheit verwirklicht wird“.

Nach dem ägyptische Islamwissenschaftler Samir Khalil Samir könne insbesondere eine Verbesserung der Bildungssituation – die Quote der Analphabeten in Ägypten beträgt rund bei 70 Prozent –, gemeinsame Schulen und Sozialprojekte von Christen und Muslimen sowie „die Berufung auf die gemeinsame spirituelle Ebene der abrahamitischen Religionen“ zu einer Verbesserung der Situation vor Ort beitragen.

Wichtige integrative gesellschaftliche Funktion

Insgesamt war man sich bei der Tagung einig, dass die Christen im Nahen Osten – der Wiege des Christentums – eine wichtige integrative gesellschaftliche Funktion in dieser Region ausüben. Die Lage der Christen im Nahen Osten sei zwar herausfordernd, doch könne man nicht sagen, dass alle Christen im Nahen Osten systematisch verfolgt würden. Max Cappabianca, Vertreter der vatikanischen Kongregation für die Ostkirchen, verwies in diesem Zusammenhang auf die Problematik des Begriffs „Minderheiten“, denn „Kopten sähen sich in Ägypten primär nicht als Minderheit, sondern als Ägypter“.

Die innenpolitische Dimension des Themas – Flüchtlingsaufnahme – wurde ausgiebig diskutiert. Nachdem Deutschland bereits ein Kontingent von 2.500 irakischen Flüchtlingen aus den Nachbarstaaten des Irak aufgenommen hat, sollen nun bis zu 5.000 syrische Bürgerkriegsflüchtlinge folgen. Dies zeigt, dass Politik und Gesellschaft auch hierzulande gefordert sind, Verantwortung wahrzunehmen und neue Strategien kurzfristig wirksamer Integration zu entwickeln. Dies gilt insbesondere hinsichtlich der „Anschlussfähigkeit“ junger Menschen, deren Bildungswege durch das Fluchtgeschehen unterbrochen worden waren. Da unter den Flüchtlingen auch eine große Anzahl von Christen ist, kommt auf die hiesigen Kirchen die ganz spezifische Herausforderung der Beheimatung – allerdings unter Achtung der mitgebrachten Riten und Traditionen, zu.

Auch künftig werden die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und missio Aachen ein Forum zur Verfügung stellen, um aktuelle Fragen der Menschenrechte und Religionsfreiheit zu diskutieren.

2. Begrüßung

Bischof Dr. Gebhard Fürst

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

als Bischof der Diözese Rottenburg-Stuttgart darf ich Sie alle sehr herzlich in Stuttgart-Hohenheim zur internationalen Fachtagung „Christen im Nahen Osten“ begrüßen. Es ist mir eine große Freude und Ehre dies zu tun, kommen Sie doch aus ganz unterschiedlichen Bereichen, Ländern, Aufgaben und Institutionen – teilweise auch von ganz weit her zu uns an den Ort, an dem ich selbst als Direktor dieser Akademie der Diözese lange Zeit wirken durfte.

Ganz besonders freue ich mich, dass ich Prälat Dr. Klaus Krämer willkommen heißen darf, den Präsidenten des Internationalen Katholischen Missionswerkes missio in Aachen. Mit missio Aachen zusammen veranstaltet die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart diese Fachkonferenz.

Meine sehr geehrten Damen und Herren!

Es gehört zur Tradition der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, dass sie in all ihren Bemühungen um Integration der hier lebenden Migranten, um Verbesserung des Dialogs zwischen Christen und eingewanderten Muslimen über die Jahre hinweg nie die christlichen Minderheiten der Türkei, des Iraks und neuerdings Syriens aus den Augen verloren hat. Die Akademie hatte sie und ihre Situation immer wieder in den Blick genommen: sei es durch Tagungen, Fachgespräche und Studienreisen im Kontext der Beitrittsverhandlungen EU – Türkei und der Rolle der noch verbliebenen religiösen Minderheiten dort – oder seien es die Fluchtbewegungen auch und vor allem der Chaldäischen Christen als Folge der Auseinandersetzungen im Irak.

Und zu dieser Tradition gehört auch die jahrzehntelange Partnerschaft in diesen Fragen mit dem Internationalen Katholischen Missionswerk missio in Aachen. Studienreisen mit Journalisten, Multiplikatoren und Vertretern aus dem Bereich von Politik, Kirchen und NGOs halfen mit, auf die schwierige Situation christlicher Minderheiten hier wie dort aufmerksam zu machen. Zum Teil waren diesen Unternehmungen sehr konkrete Folgen beschieden. Die von missio und Akademie im Jahr 2008 organisierte Informationsreise in die Nachbarstaaten des Irak mit damals etwa 2,5 Millionen irakischen Flüchtlingen und die anschließende „Lobbyarbeit“ auf verschiedenen Ebenen trug mit dazu bei, dass Deutschland als einziges Land in der EU im Rahmen einer Kontingenzlösung

2.500 irakische Flüchtlinge aufnahm. Und – um ein weiteres Beispiel zu nennen – in der Folge einer Studienreise in die Südost-Türkei im Jahr 2007 konnte die angelaufene Widerrufskampagne der Flüchtlingsgemeinschaft von tausenden syrisch-orthodoxen Christen abgewendet werden, die bereits seit einem Vierteljahrhundert in unserem Land Zuflucht gefunden und Fuß gefasst hatten.

Vor diesem Hintergrund erschien es sinnvoll, in einer eigenen Veranstaltung hier in Stuttgart-Hohenheim nach den Zukunftsperspektiven der christlichen Minderheiten in den mehrheitlich islamisch geprägten Gesellschaften im Kontext demokratischer bzw. gesellschaftlicher Aufbrüche zu fragen und mit Fachleuten, Kirchenvertretern und Politikern zu diskutieren.

Mein ausdrücklicher Dank gilt in diesem Zusammenhang dem Fraktionsvorsitzenden der CDU-/CSU-Bundestagsfraktion Volker Kauder. Auf seine Anregung hin ist diese Veranstaltung zustande gekommen.

Mein Dank gilt natürlich auch all denen, die sich als Politiker, Kirchenvertreter, Journalisten auf den teils sehr weiten Weg nach Stuttgart-Hohenheim gemacht haben, um mit uns die anstehenden Fragen zu diskutieren, die um einen Hauptaspekt kreisen: Wie lässt sich die Rolle des Westens beschreiben: außenpolitisch aber auch in der Frage der Aufnahme und Integration von Menschen aus den betroffenen Regionen.

Bleiben oder gehen – wird eine Frage sein, die uns heute sicher oft begegnen und herausfordern wird.

Kirchenvertreter aus der Region appellieren angesichts der Entwicklungen an die Politiker und Kirchen in den Ländern Europas und den USA, die Transformationsprozesse kritisch zu begleiten und dabei insbesondere darauf zu drängen, dass dem Menschenrecht auf Religionsfreiheit in den Ländern des Nahen Ostens und Nordafrikas die ihm zukommende Bedeutung beigemessen wird. Dies ist die Voraussetzung dafür, dass Christen auch weiterhin in der Region leben können. Darüber hinaus muss ein gesellschaftliches Klima der Toleranz gefördert werden, damit religiöse Minderheiten vor jeder Diskriminierung geschützt werden.

Ich darf Sie alle nochmals sehr herzlich in unserer Diözesanakademie in Stuttgart zu dieser international besetzten Fachtagung begrüßen und wünsche unseren Gesprächen einen guten und fruchtbaren Verlauf.

Ich darf nun das Wort unserem Kooperationspartner missio übergeben – in Person des Präsidenten, Prälat Dr. Klaus Krämer.

3. Begrüßung

Prälat Dr. Klaus Krämer

Sehr geehrte Damen und Herren,

im Namen von missio, dem Internationalen Katholischen Hilfswerk, möchte ich Sie recht herzlich zur Tagung „Zur Situation der Christen im Nahen Osten“ begrüßen. Gleich an dieser Stelle möchte ich mich auch ganz herzlich bei dem Mitorganisator dieser Veranstaltung, der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, und hier besonders bei Herrn Bischof Dr. Fürst, für die gute Zusammenarbeit und Gastfreundschaft bedanken.

Meine Damen und Herren, wir müssen heute leider feststellen, dass sich die Situation der Christen im Nahen und Mittleren Osten in den letzten Wochen und Monaten dramatisch verschlechtert hat. Symptomatisch dafür waren vielleicht erst kürzlich, am 9. April, die schlimmen Ausschreitungen bei der Markuskathedrale in Alexandria im Anschluss an die Beerdigung von vier koptischen Christen, wobei mehrere Menschen getötet worden sind, ohne dass die Polizei nennenswert eingriff. Was einst so hoffnungsvoll als der „Arabische Frühling“ begonnen hatte – der Aufbruch der arabischen Völker des Nahen Ostens und ihr Streben nach Freiheit, Demokratie und Menschenrechten – scheint nun eher einem „Arabischen Winter“ zu gleichen, einer Rückkehr zu Diktatur und Gewalt Herrschaft – nur diesmal unter anderen, islamistischen Vorzeichen. Es braucht vor allem eine effektive Gewaltenteilung von Regierung, Parlament und Justiz, da dies die Basis jeder funktionierenden Demokratie ist. Leider legen die Ereignisse der letzten Wochen und Monate den Eindruck nahe, dass die Entwicklung in Ägypten in dieser Hinsicht eher rückwärts als vorwärts geht.

Es kann natürlich nicht darum gehen, durch „Scharfmacherei“ und Stereotypisierung zur Errichtung von unüberbrückbaren Gegensätzen zwischen der Welt des Islam und den von überwiegend christlichen Werten geprägten westlichen Ländern beizutragen, denn den Muslim und den Christen gibt es einfach nicht. Auch müssen, verstärkt als zuvor, gesellschaftliche und, in zunehmendem Maße, auch wirtschaftliche Faktoren berücksichtigt werden, wenn wir uns den Ursachen der zunehmenden Gewalt gegen Minderheiten – Christen insbesondere – zuwenden wollen. Vor allem aber ist es wichtig im Gespräch mit dem „Anderen“ zu bleiben.

Doch zu diesem „im Gespräch bleiben“ gehört auch ganz eindeutig zu Verletzungen der Menschenrechte – und die Religionsfreiheit ist ein essentieller Teil davon – Stellung zu beziehen. Auch im Nahen Osten muss ein Klima der Toleranz

gefördert werden, damit religiöse Minderheiten vor jedweder Diskriminierung geschützt werden.

Diese international und hochkarätig besetzte Fachtagung soll deshalb dazu dienen, die aktuelle Situation der Christen im Nahen Osten näher zu beleuchten. Welche Auswirkungen hatten und haben die gegenwärtigen Transformationsprozesse in der Arabischen Welt auf die christlichen Minderheiten? Sind Konfrontationen dort zwischen Muslimen und Christen zwangsläufig oder ist es nicht eher so, dass Angehörige beider Religionen gemeinsam z.B. gegen das Mubarak-Regime gekämpft und gemeinsam unter ihm gelitten haben, sodass sie nun auch gemeinsam nach neuen Wegen suchen sollten?

Doch es ist auch wichtig, Wege aufzuzeigen, wie wir hier in der westlichen Welt, in Deutschland – Vertreter der Kirchen, der Hilfsorganisationen und der Medien, von Politik, Bildung und Wirtschaft, oder die allgemeine Öffentlichkeit – ganz konkret den Christen im Nahen Osten helfen können. Es kann also nicht darum gehen, einen Exodus von Christen aus dem Nahen Osten in die Länder der westlichen Welt zu unterstützen – denn das hieße ja begangenes Unrecht nachträglich zu sanktionieren – sondern ganz im Gegenteil, dabei mitzuhelfen, in den Ländern des Nahen und Mittleren Ostens Bedingungen zu schaffen, die Christen dort ein Leben in Freiheit und Würde ermöglichen.

missio Aachen hat sich stets für bedrängte Christen weltweit eingesetzt, ganz besonders für jene in der islamischen Welt. In diesem Jahr z.B. hat sich missio durch verschiedene Veranstaltungen, darunter zwei Konferenzen in Ägypten bzw. Syrien, der Lage der Christen in der Arabischen Welt angenommen. Auch steht Ägypten in diesem Jahr im Fokus der Kampagne des „Sonntags der Weltmission“ in Deutschland – gefolgt im kommenden Jahr von Pakistan.

Ich möchte noch hinzufügen, dass missio in diesem Jahr auch seine neue „Kommunikationslinie Religionsfreiheit“ gestartet hat. Mit dieser neuen Kommunikationslinie soll die spirituelle Solidarität der Christen in Deutschland mit diskriminierten, bedrängten und verfolgten Christen weltweit gefördert, deren Lage durch Projektzusammenarbeit verbessert und ihre Interessen gesellschaftspolitisch besser vertreten werden. Dem dient in diesem Jahre beispielsweise auch die Fortsetzung unserer Publikationsreihen „Länderberichte Religionsfreiheit“ und „Menschenrechtsstudien“, die von führenden Experten verfasst wurden

und von denen sich sehr viele mit der Situation in den Ländern der arabischen und islamischen Welt auseinandersetzen.

In fünf Blöcken werden wir heute mehr über die aktuelle Situation der Christen im Nahen Osten erfahren: in der ersten Veranstaltung gleich im Anschluss werden wir mehr zum Verhältnis der demokratischen Aufbrüche zur Religion erfahren.

Danach erfahren wir in einer anderen Sitzung mehr über die demokratischen Aufbrüche und die Situation der Christen in der Region. Später wird über das Verhältnis der islamischen Aufbrüche zum Islam gesprochen werden.

Nach dem Mittagessen geht es dann um das Thema „Zur Zukunft der Christen im Nahen Osten – bleiben oder gehen“.

Ich selbst habe die große Freude, in der letzten Sitzung, die sich der Verantwortung Westeuropas für die Christen im Nahen Osten widmet, zusammen mit Herrn Bischof Fürst vertreten zu sein.

Abschließend möchte ich meiner Hoffnung Ausdruck verleihen, dass diese Konferenz wichtige Diskussions- und vielleicht auch konkrete Lösungsansätze, bieten wird – insbesondere durch einen regen Austausch mit den Teilnehmern.

Ich bedanke ich mich noch einmal recht herzlich bei allen Teilnehmern und Mitorganisatoren und wünsche uns allen eine interessante und spannende Konferenz, gute Gespräche untereinander – und vor allem Gottes reichen Segen.

Vielen Dank!

4. Demokratische Aufbrüche und die Rolle der Religion

Martin Gehlen

Religiös gehört der Nahe und Mittlere Osten in der Menschheitsgeschichte zu den produktivsten Regionen der Welt. Heute leben hier Menschen fast aller muslimischen, christlichen und jüdischen Glaubensvarianten zusammen. Über Jahrtausende hinweg hat sich ein faszinierendes Geflecht von Kulturen entwickelt. Gleichzeitig ist die Region aber auch Wurzelgrund für Fanatismus, Engstirnigkeit und Gewalttäter im Namen der Religion.

Die Revolutionen des Arabischen Frühlings waren keine primär religiös motivierten Volksaufstände. Deziert islamische Gruppen oder christliche Kirchen gehörten nicht zu den treibenden Kräften, auch wenn die Massendemonstrationen gegen die arabischen Regime durchaus religiöse Untertöne hatten. Es ging den Menschen um ein Leben in Würde. „Brot, Freiheit und soziale Gerechtigkeit“ – in diesen drei Hauptforderungen konnten sich auch die Gläubigen aller Schattierungen wieder finden.

Und trotzdem gehört – zwei Jahre später – Religion zu den wichtigsten Veränderungen des Arabischen Frühlings. Denn bei den ersten demokratischen Wahlen trugen nicht die säkularen Revolutionäre, die die Schlacht auf der Straße gewonnen hatten, den Sieg davon, sondern die Islamisten. Und seitdem erleben alle drei Vorreiter des Arabischen Frühlings – Tunesien, Ägypten und Libyen – in ihren postrevolutionären Gesellschaften einen verbissenen und phasenweise auch gewalttätigen Kampf um die künftige Rolle des politischen Islam. Das Verhältnis von Religion und Politik beginnt sich ganz neu zu kombinieren. Und niemand kann bisher sagen, wohin die Reise geht.

Zunächst einmal möchte ich daher die beiden großen Koordinatensysteme Religion und Politik im Nahen Osten getrennt skizzieren, um dann am Ende aus dem gegenseitigen Wechselspiel zwei Schlussforderungen herauszuarbeiten:

Zum Koordinatensystem der Religion

Dazu zwei Zitate aus der jüngsten Zeit. Das eine stammt von dem griechisch-orthodoxen Erzbischof Paul Yazigi, der Mitte April zusammen mit dem syrisch-orthodoxen Metropoliten Yohanna Ibrahim von Bewaffneten in der Region Aleppo entführt worden ist und von dem seither jede Spur fehlt. Das andere von dem saudischen Justizminister Mohammed al-Issa, als er kürzlich bei der EU-Kommission in Brüssel zu Gast war.

Zunächst Paul Yazigi: Der Erzbischof äußert in seiner diesjährigen Botschaft zur Gebetswoche für die Einheit der Christen seine Sorge, der Arabische

Frühling könne die religiöse Vielfalt im Nahen und Mittleren Osten gefährden. „Was ist der Frühling ohne seine Vielfalt und Farbenpracht – und was ist diese Farbenpracht verglichen mit den grauen Nebelschleiern des Winters“, schrieb er. Vielfalt sei ein Reichtum. Einfarbige Einförmigkeit dagegen eine Zeitbombe, die irgendwann auch ihren Besitzer töten werde.

Der saudische Justizminister Mohammed al-Issa erklärte kürzlich in Brüssel: Saudi-Arabien sei „die Heimat der heiligen Stätten des Islams“ und bekräftigte erneut die seit Jahrzehnten praktizierte Haltung seines Landes gegenüber jeglichen Andersgläubigen. „Saudi-Arabien erlaubt nicht die Einrichtung von nicht-muslimischen Gebetsstätten.“ Ende der Durchsage.

Diese beiden Gegenpole zwischen heiliger Pluralität und heiliger Eindeutigkeit beschäftigen praktisch alle Gesellschaften des Nahen Ostens – in der einen oder anderen Weise.

Für die einen ist Vielfalt im Glauben ein Reichtum; für die anderen ist Vielfalt im Glauben ein Missetand.

So tauchen auf der dreispurigen Autobahn in Richtung Medina einige dutzend Kilometer vor der Stadtgrenze plötzlich Autobahnschilder mit roten Warnbuchstaben auf: „Alle Nicht-Muslime rechts abfahren.“ Weiterfahrt verboten, Nicht-Muslime dürfen die Stadt nicht betreten, das Gleiche gilt für Mekka. Wer es dennoch tut, kann verhaftet und des Landes verwiesen werden.

Mit Religionsfreiheit ist es in Saudi-Arabien, der Heimat des Propheten Mohammed, schlecht bestellt. Kirchenbauten sind verboten, Kreuze und andere christliche Symbole dürfen nicht offen gezeigt werden, Gottesdienste aller anderen Religionen sind untersagt. Wer vom Islam zum Christentum konvertiert, dem droht offiziell die Todesstrafe.

Umgekehrt jedoch gibt sich das Königreich islamisch-superfromm. Fünf Mal am Tag während der Gebetszeiten werden alle Einrichtungen geschlossen, von Supermärkten über Behörden, von Cafés bis zu Tankstellen. Kinos, Konzerte und Theater sind verboten, die Lebenssphären von Frauen und Männern strikt getrennt. Frauen dürfen öffentlich keinen Sport treiben und nicht Auto fahren.

Die arabische Golfregion ist muslimisch. Unter den rund 15 Millionen Gastarbeitern aber, die die ölreichen Emirate und Königtümer das ganze Jahr am Laufen halten, sind hunderttausende Christen – meist von den Philippinen, aus Indien oder aus Ägypten. In Katar ließ der Emir für sie aus eigener Tasche ein großes Gotteshaus bauen. In Bahrain darf der Vatikan eine Kathedrale mit pastoraalem Zentrum errichten, das sich künftig um die zwei Millionen Katholiken in Kuwait, Bahrain, Saudi-Arabien und Katar kümmern soll. Einzig in Saudi-Arabien, wo mit neun Millionen Menschen der Löwenanteil der ausländischen Arbeitskräfte in der Golfregion lebt, herrscht absolute Blockade.

Grund dafür ist ein vormodernes Toleranzverständnis, welches die Praxis nicht-muslimischer Religionen nur auf anderen Territorien akzeptiert. (*cuius regio, eius religio*)

Fremde Glaubenspraxis auf dem eigenen Boden wird begriffen als Verunreinigung, als Störung zwischen der menschlichen und göttlichen Sphäre, als eine Provokation Allahs, die Unglück oder Strafen auf die Rechtgläubigen herabbeschwören könnte. Strenge Kleriker plädieren sogar dafür, dass Andersgläubige die Arabische Halbinsel überhaupt nicht betreten dürften. Al-Qaida-Gründer Osama bin Laden warf dem saudischen Königshaus einst vor, mit der Stationierung von US-Truppen im Kuwaitkrieg gegen Saddam Hussein das Land entweiht zu haben.

Man kann diese Linie noch weiter ziehen – von der vormodernen Toleranz zur mörderischen Intoleranz. Bekanntlich gehört die Unterscheidung zwischen rein und unrein in der Welt der Religionen zu den Fundamentalkategorien religiösen Denkens. Heute aber ist sie eine primäre Quelle religiöser Gewalt. Terrorgruppen erklären sich dazu ermächtigt, im Namen Gottes die Welt von Falschgläubigen, Ungläubigen und Abtrünnigen zu reinigen. Und sie haben bei ihren Mordtaten gleichermaßen alle im Visier, moderate Muslime, Christen und säkulare Mitbürger.

Dieses Ideal von Eindeutigkeit und reiner Rechtgläubigkeit berührt darüber hinaus auch den Zusammenhang von Kultur und Religion.

Der französische Islamforscher Olivier Roy würde sagen, je monolithischer, je dogmatischer das fromme Gehabe, desto dekulturiertes. Er spricht von einer Dekulturation des Religiösen. Und in der Tat, die salafistisch-wahabistischen Spielarten des Islam sind ausgesprochen kulturfeindlich. Kultur gilt als unberechenbarer und verführerischer Gegenspieler der reinen Rechtgläubigkeit. Kulturelle Vielfalt ist eine Bedrohung, sie verunklart und verwässert die angeblich eindeutige Botschaft der heiligen Schriften. Kein Wunder, dass sich diese abgeschottete Version des Islam besonders leicht exportieren lässt. Sie ist mit keiner Hochkultur verwoben, braucht kaum kulturelle Kontexte und entlastet ihre Anhänger von komplexen und vielschichtigen Aneignungsprozessen.

Abgesehen von dem vielen Ölgeld, der kulturelle Unterbau in der gesamten Golfregion ist dünn und dürftig. Die meisten der heutigen Glitzermetropolen waren vor einer Generation noch kleine Perlenfischerorte. Überspitzt könnte man sagen, die Menschen in Saudi-Arabien wissen im Grunde erst seit einer Generation, wie man überhaupt in einer Großstadt lebt. Inzwischen kaufen Emirate wie Katar, Abu Dhabi oder Dubai internationale Kultur mit Millionenaufwand in Europa oder den USA ein, um sie an den Golf zu verpflanzen. Sozusagen als Zusatzunterhaltung für zahlungskräftige Touristen, denen man noch etwas mehr bieten möchte als endlose Sonne, luxuriöses Essen und monotone Shopping Malls.

„Tiere, Lagerfeuer und Zelt“, das war unser Leben, sagte mir einmal nostalgisch ein katarischer Millionär, der heute in Doha seinen Geschäften nachgeht. Sein Wochenende verbringt er nach wie vor auf dem Land in einem Beduinenzelt. Für seine Kinder allerdings hat er nebenan einen klimatisierten Wohnwagen mit einer großen Satellitenschüssel aufstellen lassen.

Umgekehrt könnte man den gleichen Zusammenhang von Kultur und Religion auch mit dem Münsteraner Islamforscher Thomas Bauer charakterisieren. Er arbeitet in seinem Buch „Die Kultur der Ambiguität“ heraus, wie positiv fasziniert die islamische Theologiegeschichte war von Gegensätzen, geistigen Spannungen, Pluralität und Widersprüchen. Also nicht der Wunsch nach einer eindeutigen, unumstößlichen Wahrheit, sondern die Faszination des Vieldeutig-Schillernden, verstanden auch als Indikator für die Begrenztheit menschlichen Begreifens angesichts der göttlichen Fülle. Die Wertschätzung von Ambiguität ist eine Fähigkeit von Hochkultur, setzt breites Lernen und tiefe kulturelle Kenntnisse voraus. Man fühlt sich angezogen und stimuliert von dem, was anders ist, was nicht zusammenpasst. Damit aber wird das Ideal der Ambiguität auch zu einem Instrument von Toleranz und praktizierter Pluralität.

Schaut man auf die religiöse Realität im Nahen Osten, haben wir heute einen Missionsdruck von dekulturnierten Varianten von Religion auf komplexe, tief inkultierte Lebensformen von Religion – und zwar nicht nur im Islam, auch im Christentum und Judentum.

Die dekulturnierten Formen sind kulturfeindlich, zumindest kulturfern und antiintellektuell. Globale religiöse Missionsbewegungen können nur blühen, weil sie Religion und Kultur voneinander entkoppeln. Sie locken ihre Anhänger mit einer Handvoll simpler religiöser Marker, an denen diese ihre Rechtgläubigkeit messen können. Komplexe kulturelle Aneignungsprozesse entfallen, mit einem schnellen Sprung befindet sich der Bekehrte in einer übersichtlich-strenggläubigen Welt von Eindeutigkeit und Orientierung, mit vermeintlich klaren Unterscheidungen zwischen Gläubigen und Ungläubigen, Gläubigen und Falschgläubigen. Die Folgen sind eine summarische Einebnung von Normen, der Verlust einer differenzierten Hierarchie der Werte. Alles wird gleich wichtig. Und banale Regeln für das Alltagsbenehmen (Grüßen, Frau die Hand schütteln etc) bekommen plötzlich einen zentralen Stellenwert, ja geradezu Indikatorfunktion für gottgefällige Rechtgläubigkeit.

Der Rabbiner Haym Soloveitchik, einer der führenden Historiker für jüdisches Recht, hat in seinem viel zitierten Aufsatz „Rupture and Reconstruction“ dieses Phänomen für das ultraorthodoxe Judentum beschrieben.

Nach seiner Analyse wurde seit Anfang der 70er Jahre die mimetische, nachahmende und damit kulturell getränkte Weitergabe von Religion und

religiöser Praxis von den Eltern an ihre Kinder überrollt durch eine neue Heftchen-Literatur mit haargenauen Regeln rechtgläubigen Verhaltens. Eine über Jahrhunderte etablierte religiöse Orthopraxis verlor plötzlich ihr autoritatives Gewicht gegenüber den neuen schriftlichen Wort-für-Wort-Konkurrenten. Das religiöse Leben, bislang weitergegeben durch persönliches Vorbild, gerann zu einem autoritativen, minutiösen, schriftlichen Kodex. Gesellschaftliche Folge war eine Inflationierung ultraorthodoxer Rechtgläubigkeit. „Die Religiosität der Kultur wurde ersetzt durch die Religiosität der Enklave, die Mimesis daheim und auf der Straße ersetzt durch Belehrung und religiöses Pauken in der Schule“, schreibt Soloveitchik. Waren die Ultraorthodoxen in Israel vor 60 Jahren noch eine kleine Minderheit von knapp 6000 Personen, zählen sie heute 700.000 Mitglieder, das sind zehn Prozent der Bevölkerung. Einst ein Elitenphänomen, wurde regelkonforme, ultraorthodoxe Rechtgläubigkeit zum Massenphänomen.

Der Wandel zu schriftlich fixierter Eindeutigkeit in Sachen Religion hat einen zweiten Aspekt. Die Jungen werden dogmatischer und konservativer als die Älteren, eine Erfahrung, die auch Saudi-Arabien hat. Hier war der 20. November 1979 die entscheidende Zäsur – ein Datum, das im Westen längst vergessen ist. Damals kidnappten radikale Gotteskrieger die große Moschee in Mekka. Zwei Wochen dauerten die Kämpfe, hunderte Pilger starben, am Ende lag das zentrale Heiligtum des Islam teilweise in Trümmern. Das Königreich war in seinen Grundfesten erschüttert und reagierte mit einem ebenso fundamentalen wie reaktionären Kurswechsel. Die Gewalttäter exekutieren, ihre geistigen Brandstifter zufrieden stellen, lautete die doppelte Marschroute. Und so wurde in punkto religiöse Strenge und Eindeutigkeit kräftig nachgearbeitet. Seitdem geht ein Drittel der Schul- und Studienzeit mit Koranauslegung und Scharia-Unterricht drauf. Statt Vokabeln zu lernen und sich Formeln einzuprägen, büffelten saudische Schüler heilige Suren und Episoden aus dem Leben des Propheten Mohammed. Frauen mussten sich verschleiern, Männer ließen sich Bärte wachsen, selbst auf den Dörfern erschienen plötzlich Religionspolizisten. Seit mehr als drei Jahrzehnten gelten diese religiös überladenen Curricula jetzt schon als sakrosankt. Mit dem Ergebnis, dass die heute 40-Jährigen konservativer sind als ihre Eltern, während die 3. Generation gespalten ist, sich entweder nach ihren konservativen Eltern richtet oder wieder bei ihren weniger konservativen Großeltern Maß nimmt.

Im Christentum entzündet sich dieser Konflikt vor allem an der evangelikalischen Mission in arabischen Staaten. Evangelikale Gottesdienste sind global gängig – egal ob in Amman, in Berlin oder in Lynchburg, Virginia. Sie schmecken überall gleich – genauso wie der Kaffee von Starbucks in den drei genannten Städten.

In Jordaniens Hauptstadt Amman zum Beispiel haben sich 40 evangelikale Kirchen angesiedelt, die von den einheimischen Christen nicht als Bereicherung, sondern als unliebsame Störenfriede wahrgenommen werden. Argwöhnisch beäugen diese globalen Missionare – so nehmen es die einheimischen Christen war – vor allem die kulturellen arabischen Wurzeln ihrer lokalen Glaubensbrüder und -schwestern, die vieles mit der muslimischen Kultur gemeinsam haben. „Wir gehören zu den ältesten christlichen Gemeinden überhaupt – und jetzt kommen diese Leute hier her und wollen uns belehren, wie wahres Christsein aussieht“, sagte mir ein Geistlicher.

Ich breche hier ab und wende mich nun der zweiten Ebene zu, dem regionalpolitischen Koordinatensystem. Nimmt man den Arabischen Frühling als Ausgangspunkt, teilt sich die Region heute in drei große Cluster:

- Die Achse des Arabischen Frühlings – Tunesien, Ägypten und Libyen
- Die Achse der zerfallenden Staaten – Syrien, Irak und vielleicht auch Libanon.
- Die Achse der Beharrung und Restauration – die superreichen Golfstaaten unter der Führung Saudi-Arabiens.

Die Achse des Arabischen Frühlings – Tunesien, Ägypten und Libyen

Diese drei Mittelmeeranrainer haben es zumindest geschafft und sind die Diktatoren durch ihre Volksaufstände losgeworden. Alle haben mittlerweile mit friedlichen Wahlen ihre ersten Schritte in Richtung Demokratie gemeistert. Doch der revolutionäre Elan ist einem schweren Kater gewichen – Niedergang der öffentlichen Sicherheit, Wirtschaftsprobleme, chronische Instabilität – gleichzeitig religiös motivierte Gewalt in einem bisher nicht gekannten Ausmaß.

Ägypten, wo die Muslimbrüder den Präsidenten stellen und zusammen mit den Salafisten in dem inzwischen aufgelösten Parlament drei Viertel aller Mandate errangen, befindet sich in der schwersten Staatskrise seit dem Sturz von Hosni Mubarak. Seit dem Konflikt um Scharia-Klauseln, Frauenrechte und Minderheitenschutz in der neuen Verfassung stehen sich das liberale und islamistische Lager unversöhnlich gegenüber. Das Volk ist so tief gespalten wie niemals zuvor – und eine Lösung ist nicht in Sicht.

In Tunesien terrorisierten salafistische Radikale im letzten Jahr monatelang Andersdenkende, Künstler und Universitätsprofessoren, während die regierende Muslimbruderschaft Ennahda auffällig zögerte, gegen die islamistischen Gewalttäter entschieden vorzugehen. Auch weil ein Teil ihrer Führung mit deren Kultur-

kampfzielen heimlich sympathisiert. Erst seit dem politischen Mord – vermutlich von Salafisten – an dem Linkspolitiker Chokri Belaid scheint sich der Wind etwas zu drehen. Die Salafisten sind vorerst abgetaucht, die Polizei geht konsequenter vor. Die Ennahda-Muslimbrüder haben in zentralen Punkten der neuen Verfassung, wie Scharia-Bezug und Frauenrechte, nachgegeben. Im Sommer will die verfassungsgebende Versammlung über das neue Grundgesetz abstimmen.

In Libyen machte nach dem Mord an dem amerikanischen Botschafter in Benghazi im letzten September ein breiter Bürgerprotest dem gewalttätigen Spuk radikaler Salafisten zunächst einmal ein Ende. Zuvor hatten die Extremisten – wie auch in Ägypten – zahlreiche Sufi-Heiligtümer attackiert und teilweise dem Erdboden gleichgemacht. Ein halbes Jahr lang war Ruhe, inzwischen jedoch haben die Angriffe wieder begonnen. In Benghazi wurde im März eine koptische Kirche angezündet. Radikale Islamisten misshandelten rund 50 koptische Straßenhändler aus Ägypten, zwangen sie, das islamische Glaubensbekenntnis zu sprechen und auf ein Foto des koptischen Papstes zu spucken.

Die Achse der strauchelnden Staaten – Syrien, Irak und vielleicht auch Libanon

Mindestens 70.000 Menschen, wahrscheinlich noch viel mehr, hat der Bürgerkrieg in Syrien inzwischen das Leben gekostet. Syrien könne ein „gescheiterter Staat“ werden, warnt UN-Vermittler Lakhdar Brahimi. Ein chaotischer Zusammenbruch des Assad-Regimes werde „verheerende Konsequenzen für die ganze Region haben“, zu Anarchie, Bandenherrschaft, Drogen- und Waffenhandel führen und – als schlimmstem von allem – zu ethnischen Kämpfen.

Was das bedeutet, haben Syriens Nachbarn Libanon und Irak bereits schmerzlich erfahren. Zehn Jahre ist es her, dass der damalige US-Präsident George W. Bush seine Truppen an den Golf schickte, um Diktator Saddam Hussein zu stürzen. Seitdem ist das Zweistromland nicht mehr zur Ruhe gekommen. Gerade die letzten zehn Tage waren mit annähernd 250 Toten die blutigsten seit dem Abzug der US-Armee Ende 2011. Und die irakischen Christen haben nach dem Sturz von Saddam Hussein einen Massenexodus erlitten, mit ausgelöst durch den Mord an Bischof Paulos Faraj Rahho aus Mosul im März 2008 sowie dem Massaker in der Sayyidat al-Nejat Kathedrale von Bagdad im November 2010.

Ähnlich prekär ist die Lage im Libanon, auch wenn der 15-jährige Bürgerkrieg bereits gut zwei Jahrzehnte zurückliegt. Von allen Nachbarn Syriens ist Libanon der schwächste und politisch am stärksten polarisierte Staat. Beirut ist keine 60 km von Damaskus entfernt. Und immer häufiger geraten Pro-Assad-

Leute und Anhänger der Rebellen aneinander. In Tripoli gehen fast jede Woche Scharfschützen beider Seiten aufeinander los. Salafistische Scheichs rufen junge Sunniten aus dem Libanon zum Jihad gegen das Assad-Regime auf. Dagegen kämpfen schiitische Hisbollah-Kader zu hunderten, wenn nicht zu tausenden auf syrischem Boden an der Seite von Assads Armee.

Die Achse der Beharrung und Restauration – die superreichen Golfstaaten unter der Führung Saudi-Arabiens

Mit den Zielen des Arabischen Frühlings von Freiheit, Gerechtigkeit und demokratische Wahlen haben die Könige und Emire auf der Arabischen Halbinsel nichts am Hut. Während in den Nationen an der Mittelmeerküste die Bürger zu Hunderttausenden für ihre Rechte auf die Straße gingen, errichteten die superreichen Emirate unter der Führung Saudi-Arabiens im Handumdrehen eine Achse der Beharrlichkeit – in Gestalt des illustren Golfkooperationsrates. Ihren Verbund verstehen sie als gemeinsames Bollwerk gegen wachsende Mitsprache der Völker, Gewaltenteilung, freie Presse und freie Wahlen. Sie sind entschlossen, jede Unruhe sofort zu beantworten – mit milliardenschweren Sozialgeschenken und Polizeirazzien, mit zehntausenden zusätzlicher Arbeitsplätze im Staatsdienst und Beugehaft für Kritiker.

Religion und Politik – zwei Verknüpfungen zum Schluss

Der regionale Druck der religiös Eindeutigen

Die eingangs angesprochene religiöse Polarisierung von Eindeutigkeit und Vielfalt lässt sich im Nahen Osten auch regional verorten. Der Pol der religiösen Eindeutigkeit liegt in der Golfregion mit Saudi-Arabien als Schwerpunkt. Der Pol der religiösen Vielfalt dagegen in den Staaten entlang des Mittelmeeres und Mesopotamiens, die eine vielschichtige, facettenreiche und tief gestaffelte Kulturgeschichte haben.

Längst existiert ein offensiver religiöser Druck vom Golf in Richtung Mittelmeerränder, gefördert durch viel Ölgeld und hunderte salafistischer Satellitenkanäle. Umgekehrt jedoch hat der Arabische Frühling bisher keinen Trend in Richtung Golf erzeugt zu mehr religiöser Pluralität, Meinungsfreiheit und kultureller Öffnung.

Besonders in der post-revolutionären Staatengruppe Tunesien, Ägypten und Libyen setzen sich die puritanischen Prinzipienreiter inzwischen lautstark und brachial in Szene. Sie träumen von einer Gesellschaft nach dem goldenen Vorbild des Propheten Mohammed und seiner frühen Gefährten. Die Männer lassen sich Bärte wachsen, tragen knöchellange Galabijas und putzen ihre Zähne mit Stöckchen aus Miswak-Holz. Koran und Scharia sehen sie als ihre alleinige moralische Richtschnur. Christliche Festtage erkennen sie nicht an. Mit Rechten für Frauen und Minderheiten haben sie nichts am Hut.

Den Gesellschaften zwingen sie ihre Kulturkämpfe auf, um sie von „unzüchtigen Umtrieben“ zu reinigen. Nicht nur in Ägypten, auch in Tunesien und Libyen nehmen Frauen im Straßenbild zu, die den Niqab tragen, einen Vollschleier, der das Gesicht bis auf einen Augenschlitz verhüllt. Hochzeiten minderjähriger Mädchen gehen in der gesamten Region in die Zehntausende, in Ägypten genauso wie im relativ reformoffenen Marokko, dem erzkonservativen Saudi-Arabien und jüngst auch wieder im Irak.

Damit aber sind die Salafisten auch eine Herausforderung für die großen muslimischen Lehrstätten wie Al Azhar in Kairo oder El Zitouna in Tunis, die sich dieser Aufgabe jedoch bisher nicht wirklich unterzogen haben. Einzig Ägyptens langjähriger Obermufti Ali Gomaa ging kurz vor dem Ende seiner Amtszeit mit den Zuständen in den eigenen frommen Reihen so ungeschminkt ins Gericht, wie selten zuvor eine hohe sunnitische Autorität am Nil. Ignoranz, Bildungsmangel und fehlende religiöse Kenntnisse bildeten in der sunnitisch-muslimischen Welt ein immer leichter entzündliches Gebräu. Jeder Straßeneckenprediger fühle sich autorisiert, seine irgendwo zusammengeklauten Ansichten als authentische Lehre des Islams auszugeben. Und jeder fromme Amateur könne sich heutzutage als Imam aufspielen und aufwiegelnde Brandreden halten.

In der zweiten Gruppe Syrien, Irak und Libanon, den gefährdeten Staaten, ist die religiöse Gemengelage noch weitaus prekärer, weil diese ethnisch und religiös sehr komplexen Staaten untereinander interferieren. In allen drei Nationen sind die Spannungen zwischen ihren Religionsgruppen stark gestiegen. Im Irak ist es die Dominanz der Schiiten, gegen die die Sunniten seit vier Monaten stärker denn je aufbegehren. Im syrischen Bürgerkrieg tragen inzwischen die von Saudi-Arabien und Katar geförderten sunnitischen Gotteskrieger-Brigaden die Hauptlast des Kampfes und werden nach dem Sturz Assads ihren gesellschaftlich-religiösen Preis einfordern. Im Libanon führt bislang die Erinnerung an den vor gut zwanzig Jahren zu Ende gegangenen verheerenden Bürgerkrieg die verschiedenen Glaubenslager davon ab, wieder offen aufeinander loszugehen.

Der Kampf um die künftige Rolle des politischen Islam

Demokratie ist „die Einführung eines Verfahrens der Wahrheitssuspendierung“, schreibt der Islamwissenschaftler Thomas Bauer in seinem bereits erwähnten Buch über Ambiguität und führt damit mitten hinein in das Problem des politischen Islam. In allen drei Staaten des Arabischen Frühlings schnitten die Muslimbrüder bei den ersten demokratischen Wahlen gut bis sehr gut ab, vor allem in Ägypten, aber auch in Tunesien, nur in Libyen lag ein säkulares Parteienbündnis bei der demokratischen Premiere knapp vorne.

Damit aber haben alle drei post-revolutionären Nationen eines gemeinsam: Zum ersten Mal in ihrer Geschichte spielt der politische Islam eine zentrale Rolle.

Damit aber stellt sich gleichzeitig die Frage, wie staatsfähig, regierungsfähig, demokratiefähig ist der politische Islam? Wie tolerant und plural agiert eine islamische Führung, die an eine göttliche Lenkung der Gesellschaft glaubt? Und wie geht sie mit Andersdenkenden und Andersgläubigen um?

Ägypten wird nicht den Weg in einen Gottesstaat gehen wie der Iran. Aber die neuen islamischen Kräfte werden versuchen, der Gesellschaft ihren Stempel aufzudrücken. Sie werden versuchen, wichtige Staatsämter unter ihre Kontrolle zu bringen, Verwaltung und Gesellschaft mit ihren Leuten zu durchsetzen. Und sie werden versuchen, über Erziehung, Kultur, Medien und Alltagsvorschriften eine in ihren Augen religiösere Gesellschaft zu erzeugen.

Ein solcher Weg ist lang und im politischen Machtalltag mit zahlreichen Fallstricken gepflastert. Denn unter dem Druck der aktuellen Ereignisse kann das Zusammenspiel zwischen praktischer Politik und islamischen Werten schnell unter hohe Dynamik geraten. Politik wird getrieben von Kurzzeitfaktoren wie Wahltagen oder Koalitionskrisen, Wirtschaftszwängen und Armutsproblemen, Haushaltslöchern und internationalen Kreditverpflichtungen.

Und so wird ein Wechselspiel entstehen: Einerseits werden die islamischen Kräfte und islamischen Institutionen die politisch-ideologische Agenda stärker beeinflussen als früher. Andererseits aber wird der politische Machtalltag mit seinen permanenten Zwängen auch die islamischen Politakteure und die islamischen Institutionen verändern. Denn anders als Saudi-Arabien und Iran, sprudeln in Ägypten nicht jedes Jahr viele Ölmilliarden aus dem Boden, die die teuren wirtschaftlichen Nebenwirkungen dogmatischer Rechtgläubigkeit abfedern.

Floskeln wie „Islam ist die Lösung“ und „unser Gesetz ist die Scharia“ zu verbreiten ist das eine, ein 90-Millionen-Volk zu regieren und zu ernähren das andere.

Was zählt im Zweifel das islamische Zinsverbot, wenn daheim aufgebrachte Autofahrer reihenweise Tankstellen anzünden, weil das Land kein Geld mehr

hat, um Benzin zu kaufen. Was zählt ein Alkoholverbot, wenn Tourismusplaner ihre All-Inklusive-Pakete nicht mehr verkaufen können, weil in den Hotels kein Wein und kein Bier mehr ausgeschenkt werden darf. Der Durchmarsch von Muslimbrüdern und Salafisten mit ihrer Verfassung im letzten Herbst hat Ägypten bereits eine Staatskrise eingetragen, die das Land an der Rand der Unregierbarkeit gebracht hat. Jetzt tobt ein Kampf um die Kontrolle der Justiz.

Wohin die Reise geht, kann momentan niemand sagen. Zwei Jahre in einer post-revolutionären Epoche sind eine kurze Zeit. Es kann sein, dass Ägypten schon in einigen Jahren nicht mehr wieder zu erkennen sein wird. Es kann aber auch sein, dass sich das liberale und säkulare Ägypten zu behaupten weiß und die gesellschaftlichen Widerstände gegen eine Islamisierung so weit wachsen, dass sie für Muslimbrüder und Salafisten vorerst unüberwindbar werden.

Kommt es zu einer durchgreifenden Islamisierung der Gesellschaft, dann wird der Trend zu militanter Eindeutigkeit, Ausgrenzung von Minderheiten und Intoleranz wachsen. Mit dieser Entwicklung rechnen jedenfalls die Kopten in Ägypten, die in den letzten beiden Jahren seit dem Sturz von Hosni Mubarak einer vorher nie gekannten Welle von Angriffen und Gewalttaten ausgesetzt waren. „Wir fühlen uns marginalisiert und zurückgewiesen“, erklärte kürzlich der neue koptische Papst Tawadros II. in einem Interview. „Und wir fühlen uns sozial isoliert.“

Literatur

- Thomas Bauer, *Die Kultur der Ambiguität*. Eine andere Geschichte des Islams, Berlin 2011.
- Olivier Roy, *Heilige Einfalt. Über die politischen Gefahren entwurzelter Religionen*, München 2010.
- Haym Soloveitschik, „Rupture and Reconstruction: The Transformation of Contemporary Orthodoxy“, in: *Tradition*, 28 (1994) 64-130.

5. Bis der Letzte gegangen ist – Der Exodus der Christen aus dem Irak

Inga Rogg

Der Irak war einst ein Zentrum des Christentums im Nahen Osten. Heute leben nur noch einige hunderttausend Christen im Irak. Angesichts der neuerlichen Gealt im Land und des Kriegs im Nachbarland Syrien glauben nur noch wenige an eine Zukunft.

Glanz und Gloria sucht man zum Beispiel in Dora vergeblich. Wie so viele Gegenden in der irakischen Hauptstadt ist der Stadtteil eher eine Ansammlung von ein- bis dreistöckigen Häusern, die die ständigen Sandverwehungen mit einem beige Film überzogen haben. Kilometerlang zieht sich die graue Betonmauer dahin, die das Viertel von der vierspurigen Stadtautobahn in Richtung Süden trennt. Jeder Zugang ist mit Wehrtürmen und Checkpoints versperrt, an denen Polizisten jeden kontrollieren, der nach Dora will.

Den Vatikan des Irak nannten die Hauptstädter Dora einst, weil sich neben zahlreichen Kirchen in dem Stadtteil mit dem Babel-Seminar das Zentrum der christlichen Gelehrsamkeit und der Priesterausbildung im Irak befand. Das Babel-Seminar ist heute verwaist, die Kirchen in der Umgebung sind geschlossen. Als sunnitische Extremisten aus dem Umfeld der Kaida ihren Bombenterror begannen, gehörten die Christen zu den ersten Opfern. Am 1. August 2004 sprengten die Extremisten während der Sonntagsmesse vor fünf Kirchen in Bagdad und im nordirakischen Mosul Autobomben in die Luft – zwei der Anschläge richteten sich gegen die Kirchen gegenüber dem Babel-Seminar. Später tobte rund um das Seminar der Krieg zwischen der Kaida und schiitischen Extremisten, die ebenfalls nicht vor Angriffen auf die Christen Halt machten, und dann der Kampf zwischen den Amerikanern und den Extremisten auf beiden Seiten. Die Kirchenführung verlegte das Seminar nach Erbil, die Hauptstadt des kurdischen Teilstaats im Nordirak. Die Spuren der Kämpfe sind bis heute sichtbar: halbverfallene und mit Einschusslöchern übersäte Häuser. Viele Christen haben Dora verlassen.

Seit 2004 sind mehr als 70 Kirchen im Irak zum Ziel von Anschlägen geworden, mindestens 15 Priester wurden entführt. Im Oktober 2005 enthaupteten Extremisten den orthodoxen Priester Bulus Iskander in Mosul, im Juni 2007 erschossen sie den Sekretär des Erzbischofs der chaldäischen Kirche, Paulos Faraj Rahho. Wenige Monate später wurde Rahho entführt, seine drei Begleiter erschossen, Rahhos Leiche fand man zwei Wochen später auf einer Müllkippe in Mosul. Den schlimmsten Anschlag verübten die Extremisten am 31. Oktober 2010, als sie die Maria-Heil-Kirche (Sayidat al-Najat) überfielen und die rund 100

zur Messe versammelten Gläubigen als Geiseln nahmen. Als irakische Spezialeinheiten anrückten, erschossen die Geiselnnehmer vor den Augen der Gemeinde die beiden Priester Saad Abdullah Thaeer und Wassem Tabih sowie mehrere Gottesdienstbesucher. Dem Blutbad fielen 44 Männer, Frauen und Kinder zum Opfer. Unter den Christen hat es das Gefühl der Schutz- und Perspektivlosigkeit noch verstärkt.

Die Christengemeinden im Irak blicken auf eine lange und wechselvolle Geschichte zurück. Schon im Alten Testament wird Mesopotamien als Land der Bibel erwähnt, der Garten Eden soll sich in den Sümpfen des heutigen Südirak befunden haben, woher auch Abraham stammte. Die meisten Christen sehen sich als Nachfahren der Assyrer, deren Wurzeln bis ins alte Mesopotamien zurückreichen, und damit als indigene Bevölkerung des heutigen Irak. Namen von christlichen Parteien, Vereinigungen oder Medien, die auf die auf das assyrische und babylonische Reich verweisen, unterstreichen das, zum Beispiel: „Assyrisch Demokratische Partei“, Hammurabi Menschenrechtsverein, Hammurabi Pfadfinder oder Ashur TV.

Bereits im 1. Jahrhundert nach Christus übernahmen viele Assyrer das Christentum, das sich schnell bis nach Persien verbreitete. In der heutigen Provinz Ninive um Mosul gibt es bis heute die größten Christengemeinden. Darüber hinaus leben in den kurdischen Provinzen Erbil und Dohuk sowie in Kirkuk und natürlich Bagdad viele Christen.

Der Bischof der Kirche des Ostens hatte seinen Sitz in Seleukeia-Ktesiphon, der Hauptstadt der Sassaniden. Nach der islamischen Eroberung des Zweistromlandes wurde dieser in das rund 35 Kilometer nordwestlich gelegene Bagdad verlegt. Unter den Abbasiden (758-1258) trugen Christen als Gelehrte maßgeblich zum „Goldenen Zeitalter“ bei. So waren Christen die ersten Leiter des „Haus der Weisheit“, wo sie die Werke der griechischen Antike aus der Medizin, Philosophie, Mathematik und Astronomie und das Wissen der Assyrer ins Arabische übersetzten. Die Kreuzzüge und der Einfall der Mongolen beendeten die Blütezeit, die Überlebenden flohen in die Gebiete zwischen der heutigen Südosttürkei, dem Nordwestiran und Mosul.

Glaubensfragen und Machtkämpfe innerhalb der Kirche des Ostens führten zu zahlreichen Spaltungen. Die größte christliche Konfession im Irak bilden heute die katholischen Chaldäer, die sich im 17. Jahrhundert mit Rom unierten hatten. Daneben gibt es noch größere Gemeinden der verschiedenen Zweige der Assyrischen Kirche des Ostens, die außerhalb des Iraks auch Nestorianer genannt werden, der syrisch-orthodoxen und die syrisch-katholischen sowie der apostolischen und katholischen armenischen Kirche. In der Liturgie verwenden die Chaldäer auch heute noch die ostaramäische Sprache.

Bildeten die Christen einst die Mehrheit im Irak wurden sie in den Jahrhunderten nach der muslimisch-arabischen Eroberung immer mehr zu einer Minderheit, ein Begriff, den viele bis heute ablehnen, weil sie sich als die eigentliche Urbevölkerung des Landes betrachten. Zeiten relativen Friedens wechselten sich mit Zeiten des Kriegs zwischen dem Osmanischen und dem persischen Safaviden-Reich ab. Zwar erkannten die Osmanen die Christen als "Dhimmi" (Schutzbefohlene) an, als solche mussten sie aber eine Sondersteuer zahlen. Zudem kam es vor allem während Krisenzeiten immer wieder zu Angriffen auf die Christen wie überhaupt auf Nichtmuslime oder sogenannte Häretiker. Erst die osmanische Verfassung von 1876 garantierte den Juden und Christen Rechte, die ihnen die Übernahme von öffentlichen Ämtern ermöglichte. Der Zerfall des Osmanischen Reichs und der Erste Weltkrieg setzten der Hoffnung der Christen auf Gleichberechtigung indes ein Ende. Viele Armenier und Assyrer flohen vor dem Völkermord 1915 nach Syrien und in den Irak. Angesichts der Verfolgung ist es wenig erstaunlich, dass sich viele Christen im Irak bereitwillig auf die Seite der britischen Kolonialmacht stellten. Die Assyrer zahlten für ihre „Kollaboration“ einen hohen Preis. Als der Irak 1932 unabhängig wurde, verübte die Armee in Sumeil nahe Mosul ein Massaker, dem mehrere tausend Assyrer zum Opfer fielen. Mehrere Dörfer wurden zerstört, Kirchen und Klöster niedergebrannt. Nach dem Sturz der Monarchie im Jahr 1958 zerstörte das irakische Regime im Kampf gegen die aufständischen Kurden im Grenzgebiet zur Türkei zahlreiche christliche Dörfer. In den 70er und 80er Jahren gerieten sie erneut zwischen die Frontlinien, als das Regime von Saddam Hussein die Aufstände der Kurden niederschlug. Konflikte mit den Kurden um die Wiederherstellung ehemaliger Besitztitel halten bis heute an.

Gleichwohl gehörten Christen auch zu den Stützen des Saddam-Regimes. Einer der Vordenker des panarabischen Nationalismus und der Ideologie der Baath-Partei war der Damaszener Christ Michel Aflaq. Nach der Spaltung zwischen der syrischen und der irakischen Baath-Partei ließ sich Aflaq schließlich im Irak nieder und wurde Generalsekretär der Baath-Partei. Aflaqs Rolle als Chefideologe übernahm später sein Mitarbeiter Elias Farah, ebenfalls ein Christ aus Syrien. Farah war es auch, der die geistige Munition für Saddams Personenkult lieferte. Ein weiterer Christ, Tariq Aziz, gehörte ab 1977 dem Revolutionären Kommandorat, dem höchsten Entscheidungsgremium der Baath-Partei an. Als Außenminister und stellvertretender Ministerpräsident fungierte er bis zum Sturz des Regimes 2003 als das smarte Gesicht der Diktatur.

Dass Christen mit dem Baathismus sympathisierten, überrascht nicht, bildete der Säkularismus darin doch ein zentrales Element. Nur durch die Trennung von Moschee und Staat konnten sie auf die Anerkennung als gleichberechtigte Bürger hoffen. Diese ist freilich nie erfolgt. Um den Preis der Unterwerfung garantierten

die Diktatoren, ob im Irak oder in Syrien, den Christen weitgehende Sicherheit und Schutz vor Angriffen von Islamisten. Aflaq und später Farah verbogen sich sogar zu der kühnen Behauptung, der Islam sei keine Religion wie das Christentum, sondern die Zivilisation der arabischen Nation schlechthin. Im Grunde genommen modifizierten sie damit nur das Konzept der islamischen Umma (Gemeinschaft). Wie hoch der Druck war, zeigt sich vielleicht daran, dass sich Aziz, der aus einer chaldäischen Familie nahe Mosul stammt, genötigt fühlte seinen christlichen Vornamen Mikhail abzulegen und durch den muslimischen Namen Tariq zu ersetzen. Im Krieg gegen Iran (1980-1988) gab Saddam den scheinbaren Säkularismus seines Regimes auch offiziell auf. Ob die Feldzüge gegen das Nachbarland oder die Kurden im Norden, alle wurden mit Namen von Schlachten aus der Frühzeit des Islam oder mit Begriffen aus dem Koran belegt und mit der entsprechenden Rhetorik legitimiert. Anders als zum Beispiel in Syrien konnten Christen im Irak im Sicherheitsapparat keine Karriere machen. Selber gab sich Saddam immer mehr als frommer Muslim. Dem Sanktionsregime, das die Uno nach dem Überfall auf Kuwait 1990 verhängte, begegnete Saddam mit einer Glaubenskampagne. Viele Christen mussten ihre Alkoholläden schließen – der Spirituosenverkauf im Irak liegt traditionell in den Händen von Christen und Yezidi, einer anderen nichtmuslimischen Minderheit – und verloren dadurch ihre Einkommensgrundlage. Hunderttausende Christen flohen vor der Not nach Amerika, Europa und Australien.

Während der letzten offiziellen Volkszählung im Jahr 1987 lebten noch rund 1,3 Millionen Christen im Irak. Als die Amerikaner und ihre Verbündeten im Jahr 2003 einmarschierten, betrug ihre Zahl noch zwischen 800.000 bis zu einer Million. Mindestens die Hälfte, nach vielen Schätzungen sogar bis zu zwei Drittel der Christen sind seitdem aus dem Irak geflohen. Zwar hat die Regierung des schiitischen Ministerpräsidenten Nuri al-Maliki in jüngster Zeit versucht, die Fluchtwelle zu stoppen. So hat sie Gelder für die Renovierung von Kirchen, zum Beispiel für die Maria-Heil-Kirche oder das Babel-Seminar, bereitgestellt. Es ist der Regierung aber nicht gelungen, die von den Amerikanern hart erkämpfte verbesserte Sicherheitslage zu stabilisieren. Im Gegenteil: Seit dem Abzug der Amerikaner im Dezember 2011 dreht sich das Rad zurück. Die Gründe dafür sind vielfältig.

Macht ist für irakische Politiker jedweder Couleur ein Nullsummenspiel – wer sie hat, versucht sie auszuweiten, statt Kompromisse mit dem Gegner zu schließen. Das Misstrauen und die Intrigen, das die ehemaligen Untergrundkämpfer prägt, bestimmen die politische Kultur des Landes. Hinzu kommt die tief sitzende Angst der Schiiten, die im Irak die Mehrheit bilden, ihre nach dem Sturz von Saddam errungene Macht wieder an die Sunniten zu verlieren. Die Kurden im

Norden versuchen sich die Zentralmacht derweil so weit wie möglich vom Leib zu halten und ihren Teilstaat auszubauen – und auszudehnen. Zwar sind Christen in Kurdistan vor Verfolgung sicher, doch ihre Sicherheit in den umstrittenen Gebieten östlich von Mosul ist prekär. Dort stehen sie vor der Wahl, entweder die kurdische De-facto-Kontrolle zu akzeptieren oder mehr oder weniger schutzlos den Angriffen sunnitischer Extremisten ausgeliefert zu sein. Die politische Zersplitterung unter den Christen – ihre Parteien sind oft mit den einzelnen Kirchen verbunden – erschwert es ihnen, sich gegen Anfeindungen zu wehren und mit gemeinsamen Forderungen auf die Politik im Land Einfluss zu nehmen.

Die Konflikte, die nach dem Sturz von Saddam ausbrachen, haben längst auch das Nachbarland Syrien erfasst. Dabei hat der Krieg im Nachbarland das Feuer der religiösen Feindseligkeiten zwischen Schiiten und Sunniten weiter angeschürt. In einer Neuauflage der osmanisch-safawidischen Kriege kämpfen sunnitische und schiitische Mächte um die Vormachtstellung in der Region. Damit rächt sich, dass es den modernen Nationalstaaten nicht gelungen ist, eine gemeinsame Identität herauszubilden, die ihrem multireligiösen und multiethnischen Charakter gerecht wird, sondern diesen unterdrückten. Sowohl Sunniten wie Schiiten schicken Kämpfer nach Syrien. Gleichzeitig hat die Kaida im Irak erneut an Boden gewonnen und ihre Operationsbasis nach Syrien ausgedehnt. Schiitische Milizionäre, die von Iran unterstützt werden, treiben erneut in Bagdad und Umgebung ihr Unwesen. Nach Angaben der Uno hat die Gewalt im Irak bis Ende August 2013 bereits mehr als 5.000 Tote gefordert, so viele wie seit 2008 nicht mehr, dem Jahr, das die kurzzeitige Wende im schiitisch-sunnitischen Religionskrieg brachte. Mehrfach griffen Extremisten in den letzten Monaten christliche Geschäfte an. Dabei droht der heute mehrheitlich sunnitische Stadtteil Dora erneut zur Frontlinie zu werden. Die Regierung hat mittlerweile ganze Straßen komplett gesperrt.

Von den ehemals 300 Kirchen im Irak sind heute nur noch 57 geöffnet. Gut besucht sind sie jedoch nur an hohen Feiertagen wie Weihnachten oder Ostern. Händeringend versuchen die Kirchenoberen, die Christen zum Bleiben zu bewegen. Priester, die täglich mit den Gemeinden zu tun haben, räumen dagegen ein, dass sie es nicht mit ihrem Gewissen vereinbaren könnten, die Gläubigen von der Flucht abzuhalten. So sehr die Priester und Kirchenvertreter darum kämpfen, mit Appellen allein können sie den Exodus einer der ältesten Christengemeinden weltweit nicht aufhalten. Bei jedem Besuch in Dora gibt es mindestens eine christliche Familie weniger. Bald schon könnte auch die Letzte gegangen sein.

6. Demokratische Aufbrüche und die Situation der Christen in Nahost

Ghazi Musharbash

Erst gestern bin ich auf Vorschlag meines Neffen Yassin Musharbash (Mitarbeiter der „Zeit“) aus Amman nach Stuttgart gekommen, um heute als Ersatz für ihn, der leider absagen musste, zu Ihnen zu sprechen.

Aus diesem Grund kann ich keinen Vortrag zur Situation der Christen halten, sondern werde meine persönlichen Eindrücke als Araber, Jordanier und Christ darlegen.

Ich bin, wie alle Christen im Orient, ein arabischer Christ mit islamischer Kultur. Für uns, ob Christen oder Muslime, und innerhalb unserer Beziehung zueinander, spielt jeweils unsere Religion eine sehr wichtige Rolle.

Anfang des 20. Jahrhunderts bildete sich ein Arabischer Nationalismus heraus, der sich von der Osmanischen Herrschaft befreien wollte. Als dieser Arabismus stärker wurde, versuchten die Briten, ihn einzudämmen und einen Keil zwischen Panarabismus und Islam (Moslebruderschaft in Ägypten) zu treiben. Denn es lag nicht im Interesse von Großbritannien, dass es zu einer Einheit und Selbständigkeit der Araber kommen sollte.

Auch die Vereinigten Staaten von Amerika benutzten später den Islam als Mittel gegen den Einfluss der Sowjetunion in den Arabischen Staaten. Als Folge dieser massiven Unterstützung haben wir es seitdem mit Al-Kaida und den Salafisten zu tun. Heute spricht der Westen vom so genannten „Arabischen Frühling“ in Tunesien, Ägypten und jetzt in Syrien und erkennt die starke Rolle der Islamisten, die einst von den USA in Irak und vor allem in Afghanistan unterstützt wurden.

Selbstverständlich befürchten wir eine größere Einflussnahme der Islamisten und Extremisten in Syrien, die durchaus Jordanien und sogar Israel verunsichern könnten.

Nun fragen wir, was wollen eigentlich die USA und der Westen von uns? Möchten sie wirklich, dass wir in einer uns auferlegten Demokratie leben? Sehr schnell wird vergessen, dass es selbst in Europa jahrhundertlang Kriege und Elend gegeben hat, bis es endlich ruhiger wurde und allmählich demokratische Prozesse zustande kamen. Auch wir haben Anspruch darauf, unseren eigenen Weg zur Demokratie zu beschreiten. Was wir strikt ablehnen, ist die Übernahme von externer Demokratie, die am Ende unsere Länder zerschlagen, wie im Irak und jetzt in Syrien.

Viele Iraker wünschen sich mittlerweile eine Rückkehr zur Königsherrschaft von vor 1958, denn es ging ihnen damals wesentlich besser als jetzt. Saddam Hussein war in der Tat ein Diktator. Er terrorisierte seine Bevölkerung, aber nicht die Welt, wie es Bush tat. Nach Auffassung der Mehrheit der Iraker ging es sogar unter Saddam noch besser als jetzt.

Von 1950 bis 1980 gab es in vielen arabischen Staaten so genannte Revolutionen, die der jeweiligen Bevölkerung Freiheit und besseres Leben versprachen. Doch all ihre Führer waren faktisch korrupte Diktatoren und führten ihre Länder in den Rückstand. Die Bevölkerung wurde von den Regimen unterdrückt.

Der so genannte „Arabische Frühling“ verheißt erneut mehr Demokratie und Fortschritt. Ich persönlich habe aber das Gefühl, dass es den Arabern insgesamt, seien es Muslime oder Christen, nicht besser gehen wird. Die zunehmende Unruhe und Instabilität innerhalb der arabischen Länder wird diese Länder schwächen. Dieser Zustand kommt Israel dagegen gut entgegen, das seine Politik ungestört weiter verfolgen kann.

Nach dieser kurzen Einführung möchte ich auf die eigentliche Situation der Christen in den Arabischen Staaten eingehen.

Zunächst möchte ich betonen, dass die arabischen Christen ein indigener und integraler Bestandteil der Bevölkerung des Nahen Ostens sind und das seit Entstehung des Christentums. Denn das Christentum ist nun mal älter als der Islam. Insofern sind die Christen im Orient nie Muslime gewesen, denn anders als das Christentum verbietet der Islam seinen Religionsangehörigen, eine andere Religion anzunehmen. Zu Anfang gehörten sie alle der ersten orientalischen Kirche an, die vorwiegend orthodox war. Erst danach spalteten sich die Christen in die vielen Konfessionen.

Um das Verhältnis zwischen Muslimen und Christen zu verdeutlichen, gehe ich auf eine gemeinsame Tradition innerhalb der letzten 70 Jahre, die ich persönlich erfahren habe, und zwar am Beispiel der Stadt Salt in Jordanien. Salt hat geradezu schweizerische Verhältnisse, denn die Stadt ist in Wohnbezirke eingeteilt. In einem Wohnviertel lebte zum Beispiel jeweils eine Gruppe von Gläubigen innerhalb ihrer Religionsgemeinschaft zusammen. Und so war der Muslim oder der Christ auch als Mitglied einer Minderheit immer geschützt und unterstützt von der islamischen oder christlichen Mehrheit.

In Salt hat man niemals nach der Religionszugehörigkeit des anderen gefragt, man praktizierte seine religiösen Rituale innerhalb seiner Familie. Es herrschte eine gute Nachbarschaft, wie es sie einst, wenn auch nicht immer, in Europa zwischen Christen und Juden gab.

Christliche Schulen sind in Jordanien private Schulen und unterscheiden sich von den öffentlichen Schulen, sie sind qualitativ besser. Islamische Fami-

lien bevorzugen die christlichen Schulen und lassen ihre Töchter und Söhne dort einschulen. Viele Muslime arbeiten in christlichen Firmen. In Jordanien werden zweimal jeden Sonntag Gottesdienste im öffentlich-rechtlichen Radio übertragen. Christliche Feste wie Weihnachten und Neujahr sind in ganz Jordanien offizielle Feiertage. An Palmsonntag und Ostern erhalten Christen bezahlte Urlaubstage.

In Jordanien haben christliche Schulen sonntags schulfrei. Alkohol darf in Jordanien hergestellt, verkauft und in vielen Restaurants frei angeboten werden. Als Araber bzw. jordanischer Christ frage ich nach dem Sinn eines möglichen Regimewechsels.

In Jordanien haben wir von der Welle der arabischen Umbrüche viel gelernt. Unsere Verfassung wurde gerade reformiert. Auch der Zivilstatus der Christen wurde in Artikel 109 dahingehend festgelegt, dass sie nicht der islamischen Gerichtsbarkeit unterstellt werden dürfen. Diese Position habe ich als christlicher Parlamentsabgeordneter mit 10 anderen christlichen Parlamentariern ausgearbeitet. Doch die erforderliche Zweidrittelmehrheit (81 Stimmen) kam von den übrigen, also muslimischen Abgeordneten.

1950 gab es in Jordanien noch einen christlichen Bevölkerungsanteil von 9%; zurzeit kaum mehr als 3%. Unter Saddam Hussein lebten mehr als 2 Millionen christliche Iraker, heute gerade noch 400.000, unter Assad lebten 2,3 Millionen syrische Christen. Syrien und der Irak waren säkulare Staaten, die Staat und Religion trennten. Anders als Israel.

Vor seiner Spaltung galt der Libanon als ideales Beispiel für eine tolerante Gesellschaft, in der 18 verschiedenen Religionskonfessionen und Ethnien gut zusammen leben konnten.

Noch einmal stelle ich die Frage: Welchen Sinn macht es für mich persönlich als Araber, Nahostler oder Christ, wenn ich von meinem Staat gut behandelt werde und alle meine Rechte und Freiheiten habe, unzufrieden zu sein, nur weil es in den Augen der USA und des Westens keine ideale Demokratie ist?

Warum sollte ich für einen Sturz des Staates sein, wohl wissend, dass es nur noch schlimmere Optionen für mich geben wird: Im Land bleiben, oder – schlimmer noch – unter den Extremisten oder Salafisten leben müssen, oder als Flüchtling in ein anderes Land auswandern und meine Heimat, in der ich und meine Vorfahren tausende von Jahren verbracht haben, verlassen.

Warum müssen Christen überhaupt den Nahen Osten verlassen und in die Diaspora gehen – und auf der anderen Seite zusehen, wie Juden aus aller Welt in das „versprochene Land“ kommen?

Die forcierte Auswanderung von Christen aus den arabischen Ländern ist eine dramatische Entwicklung, und der Nahe Osten wird in wenigen Jahren,

wenn die Entwicklung so weiter geht, möglicherweise christenfrei sein. Wenn diese Entwicklung so geplant ist, dann sollten wir darüber Bescheid wissen und können wenigstens etliche Bürgerkriege vermeiden. Eines Tages könnte die Präsenz von Christen einem musealen Charakter entsprechen. Wer kann das wollen? Niemand.

Und was möchte ich?

Ich möchte in meiner eigenen Heimat weiter human und respektvoll und in Frieden leben können. Wir wollen Fortschritt und keinen Extremismus haben. An der Theodor-Schneller-Schule in Amman, deren Direktor ich bin, leben Schülerinnen und Schüler unterschiedlicher Religionen und Konfessionen aus armen und zerrütteten Familien friedlich zusammen und besuchen für 14 Jahre gemeinsam die Schule, erlernen einen Beruf, bevor sie auseinander gehen. Wer kann unter diesen Umständen einen Mohammed von einem Johannes trennen, da beide in ihrer jeweiligen Religion befestigt wurden, in Islam und Christentum und nun an einen Gott glauben.

Was soll noch geschehen, damit diese Ziele verfolgt werden?

1. Bildung ist für alle von zentraler Bedeutung.
2. Der Aufbau einer Zivilgesellschaft und einer säkularen Verfassung sollen weiter entwickelt werden
3. Ablehnung eines religiösen Staates.
4. Trennung von religiösen Einflüssen bei der zivilen Gerichtsbarkeit.
5. Eine friedliche Lösung des Palästinakonfliktes, der eine Dauerbelastung für den Nahen Osten darstellt
6. Aufbau einer eigenen Demokratie, basierend auf eigenen Werte und Vorstellungen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

7. Über Islam(ismus) und Demokratie im Lichte des Arabischen Frühlings

Martin Beck

Der Arabische Frühling hat der bereits totgeglaubten Debatte über die Frage der Vereinbarkeit von Islam(ismus) und Demokratie neuen Auftrieb gegeben, und zwar sowohl unter (akademischen) Beobachtern als auch in der politisierten Öffentlichkeit diesseits (und jenseits) der arabischen Grenzen. 2011 wurden in Tunesien und Ägypten zwar nicht zum ersten Mal in der Geschichte bei freien Wahlen islamistische Parteien an die Macht gewählt. Dies war vielmehr bereits 1991 in Algerien und 2006 in Palästina der Fall. Erst der Arabische Frühling aber läutete einen friedlichen Prozess politischen Wandels ein, auch wenn dieser bereits im Juli 2013 einen starken Rückschlag erlitt, als es in Ägypten zu einem Militärcoup kam, für dessen Genese und Legitimation Argumente des Diskurses über Islam und Demokratie eine nicht unbedeutende Rolle spielten.

Die Frage, ob Islam und Demokratie miteinander vereinbar sind, ist, je nach Verständnis, entweder zu simpel oder kategorial falsch gestellt, so dass es sich nicht lohnt, sie intensiv zu verfolgen: Einerseits gibt es Millionen Muslime, die sich zur Demokratie bekennen, und insofern sind Islam und Demokratie problemlos miteinander vereinbar. Andererseits bezeichnet Demokratie eine politische Herrschaftsform, Islam hingegen eine Religion, so dass sich die Frage der Kompatibilität nicht stellt.

Anders sieht es mit der Frage der Vereinbarkeit von Demokratie und Islamismus (mitunter auch als islamischer Fundamentalismus oder politisierter Islam bezeichnet) aus, denn hierbei handelt es sich um eine politische Ideologie, die sich auf Religion beruft – aber nicht Religion ist. Islamistische Leser und jene Beobachter der Debatte, die deren Islamverständnis teilen, mögen hier widersprechen: Ist es nicht Essenz des Islam, dass er zwischen Politik und Religion eben nicht trennt? Zwar lässt sich trefflich argumentieren, dass die Geschichte und die Schriften des Islam die Entwicklung und Popularisierung einer sich auf Religion berufenden politischen Ideologie einfacher gestaltet als etwa beim Buddhismus. Gleichwohl ist sowohl aus diachroner als auch synchroner Perspektive zu betonen, dass die Untrennbarkeitsthese nicht trägt. Dass der Islam sich essentiell gleichermaßen auf Religion bzw. Gott und Politik bzw. Staat beziehe (“al-islam din wa dawla” bzw. “din wa dunya”), findet sich in keiner Sure des Koran, vielmehr handelt es sich um ein modernes Konstrukt. Gleichzeitig hat die Entwicklung im Arabischen Frühling, insbesondere in Ägypten und Tunesien, deutlich offenbart, dass viele Muslime eine Trennung von Religion und Politik ausdrücklich befürworten.

Eine Annäherung an die Frage der Vereinbarkeit von Islamismus und Demokratie bedarf einer Definition von Demokratie. Demokratie bezeichnet eine Herrschaftsform, für die gleiche und faire Wahlen mit aktivem und passivem Wahlrecht für alle Bürger notwendig, aber nicht hinreichend sind, denn grundlegende bürgerliche und politische Rechte – die Menschenrechte der ersten Generation – müssen (im Rahmen von Rechtsstaatlichkeit) gewahrt sein, unterliegen also nicht dem Zugriff von Mehrheitsentscheidungen. Zu unterscheiden ist zwischen Demokratien als Idealtypus und real existierenden Demokratien, von denen bis heute den hohen Anforderungen des Idealtypus keine vollständig genügt. Mit Beginn des Arabischen Frühlings hat sich nun eine Debatte entsponnen, die sich auf die Frage konzentriert, ob der Islamismus einen Beitrag zur Demokratisierung, zur Re-Autoritarisierung oder gar Totalitarisierung von Herrschaft im arabischen Nahen Osten leistet.

Die These, dass die Islamisten ihre Wahlsiege nutzen würden, um einen "Gottesstaat" zu errichten, basiert auf der Hypothese, dass der Islamismus vergleichbar dem Faschismus oder Kommunismus auf der Basis einer rigiden Ideologie unter repressiver Ausschaltung seiner politischen Gegner eine radikale Restrukturierung der Gesellschaft anstrebt. Diese radikale These sieht sich etlichen Einwänden ausgesetzt. So spielt sie die Vielfalt des Islamismus herunter – in der Tat weisen salafistische Gruppen und die Muslimbruderschaft deutlich voneinander unterschiedene Ideologien aus. (Primäre) Wahlsieger waren aber moderate Abkömmlinge der Muslimbruderschaft, die einen moderaten Islamismus vertreten, d.h. sich öffentlich zu Gewaltlosigkeit im politischen Prozess sowie demokratischen Regeln bekennen. Solcherart herausgefordert bleibt den Vertretern der Totalitarismus-These nichts, als die aus der Muslimbruderschaft hervorgegangenen Parteien als Wölfe im Schafspelz darzustellen. Dieser (naturgemäß) schwer zu belegenden These steht außerdem entgegen, dass wichtige islamistische Gruppierungen vor dem Arabischen Frühling unter der Bedingung anti-islamistischer autoritärer Herrschaften einen Gewaltverzicht leisteten, innerorganisatorisch teilweise demokratiekompatible Entscheidungsprozesse entwickelten, mit nicht-islamistischen Gruppierungen kooperierten und an Wahlen teilnahmen, obwohl diese zu ihren Ungunsten manipuliert wurden.

Die Autoritarismus-These rekurriert zwar auch auf die Ideologie des Islamismus, allerdings sehr viel nuancierter. Hier wird nicht bestritten, dass der Islamismus dazu in der Lage ist, moderate Varianten zu entwickeln, die unter günstigen Bedingungen auch durchsetzungsfähig sind. Allerdings wird betont, dass moderat nicht mit demokratisch gleichzusetzen ist. Hierbei wird weniger auf die Frage der Akzeptanz von Wahlentscheidungen abgehoben, als vielmehr auf die Achtung einiger grundlegender Freiheits- und Gleichheitsrechte. Insbesondere wird bezweifelt, dass der Islamismus in der Lage ist, Frauen und Männern gleiche Rechte einzuräumen

und Religionsfreiheit vollumfänglich anzuerkennen, d.h. nicht nur das Recht auf freie Religionsausübung, sondern auch das der freien Religionswahl sowie der freien Meinungsäußerung zu Religion in Form von Blasphemie.

Kritiker der Autoritarismus- und Totalitarismus-These weisen darauf hin, dass politische Institutionen und Prozeduren ihre Wirkung auch auf Akteure mit mehr oder minder stark ausgeklügelten Ideologien nicht verfehlen und diese wesentlich abschwächen. Aus soziologischer Perspektive wird dabei stark auf Sozialisierungseffekte demokratischer Strukturen abgehoben, d.h. zunächst darauf verwiesen, dass es einen fundamentalen Unterschied ergibt, ob eine islamistische Regierung mit Hilfe demokratischer oder autoritärer Mittel an die Regierung kommt, und weiterhin, dass der moderne Staat nach einer genuin weltlichen Logik funktioniert. Aus rationalistischer Sichtweise lässt sich betonen, dass die Islamisten gute Gründe haben, an demokratischen Strukturen festzuhalten, weil und solange sie günstige Aussichten haben, demokratische Wahlen zu gewinnen. Die Erfolgsaussichten der Alternative – der Errichtung eines Gottesstaates auf der Basis gewonnener Wahlen oder auch nur die Re-Autorisierung der Herrschaft – erscheinen im Arabischen Frühling hingegen gering, denn die gewählten islamistischen Parteien sind weit davon entfernt, die Militär- und Sicherheitsapparate für eine Zwangsislamisierung einsetzen zu können.

Nach den erzwungenen Abdankungen Zine el Abidine Ben Alis in Tunesien und Hosni Mubaraks in Ägypten und anschließenden Wahlsiegen der Islamisten erschien es so, als ob eine ausgedehnte Phase eines Quasi-Experiments eingeläutet wäre, in der, zugespitzt ausgedrückt, nach all den Jahrzehnten mehr oder minder spekulativen Rasonierens endlich empirische Daten darüber entscheiden könnten, ob der demokratisch gewählte Islamismus sich demokratisieren oder aber seine Machtposition für eine Re-Autorisierung oder gar Re-Totalitarisierung nutzen würde. Im Sommer 2013, zur Zeit der Niederschrift dieses Essays, erscheinen die Bedingungen des Quasi-Experiments allerdings alles andere als ideal.

Der Grund dafür, dass die Bedingungen für einen Test, ob der an die Regierung gewählte Islamismus demokratische Überzeugungen annehmen würde, ungünstiger als gedacht sind, lässt sich mithilfe eines Oberflächen- und Tiefenphänomens begrifflich machen. Das Oberflächenphänomen besteht darin, dass die bisher als akademisch, aus der politisch beobachtenden Perspektive dargestellte Debatte im Rahmen des Arabischen Frühlings sehr rasch eine starke Politisierung erfuhr, d.h., die Frage, ob die islamistischen Regierungen ihre politische Macht nutzen würden, um eine autoritäre oder gar totalitäre Herrschaft aufzubauen, bestimmte die politische Auseinandersetzung in Tunesien und Ägypten. Zwar wies diese Debatte durchaus einen rationalen Kern auf: So versuchte die tunesische An-Nahda zu Beginn der Verfassungsdebatte im Bereich Gender

und Religion Formulierungen durchzusetzen, die dazu geeignet erschienen, die Religionsfreiheit sowie die Gleichheit von Mann und Frau zu unterhöhlen – diese Vorstöße musste sie allerdings im Laufe der hitzigen Auseinandersetzung weitgehend zurückziehen. In Ägypten peitschte die Regierung als Resultat eines Machtkampfs zwischen dem Justizsektor und Präsident Mohammed Mursi eine neue Verfassung qua Referendum durch, die ungeachtet substantieller Fortschritte gegenüber ihrer Vorgängerin etliche Probleme im Institutionengefüge und bei der Sicherung von Grundrechten aufwies, jedoch keine Islamisierung beförderte. Sowohl in Tunesien als auch in Ägypten nahm also trotz bestenfalls begrenzter Hinweise auf eine Islamisierung von oben die Auseinandersetzung zwischen Islamisten zum einen und Säkularen, Liberalen und Linken zum anderen zunehmend die Formen eines grundlegenden Macht- und Kulturkampfes an. Dieser wurde nicht zuletzt auch seitens der anti-islamistischen Kräfte mit aus demokratietheoretischer Sicht teilweise problematischen Argumenten geführt. So wurde von der Opposition teilweise in Abrede gestellt, dass es legitim sei, sich bei weitreichenden Entscheidungen auf Mehrheiten zu berufen, da diese bei den Wahlen so hoch nicht ausgefallen seien bzw. als Resultat eines Popularitätsverlustes gar nicht mehr bestünden. Diese Argumentation verkennt, dass sich gewählte Institutionen in Demokratien häufig nur auf sehr knappe Mehrheiten stützen und Regierungen während ihrer Herrschaftsperiode Meinungsumfragen zufolge oft keine aktuellen Mehrheiten für ihre Vorhaben besitzen – und diese, sofern sie nicht gegen demokratische Grundrechte verstoßen, dennoch legitimerweise durchsetzen, selbst wenn sie sehr weitreichende Bedeutung haben. Einen Militärcoup zu rechtfertigen (oder ihn nicht als solchen beim Namen zu nennen), wie im Juli 2013 häufig geschehen, weil er von einer mutmaßlichen Mehrheit der Bevölkerung begrüßt wird, erscheint aus demokratietheoretischer Sicht nichts weniger als abenteuerlich.

Das Tiefenphänomen besteht darin, dass die Fokussierung auf die Frage, ob Islamisten Demokraten sein können, vor dem Hintergrund der unreflektierten Annahme diskutiert worden ist, dass die oppositionellen Gegenspieler der Islamisten – im gegenwärtigen Tunesien und Ägypten vor allem Akteure, die sich auf dem Westen vertraute Ideologien wie Liberalismus und Säkularismus (und weitere wie Sozialismus, Konservatismus, Feminismus etc.) berufen – Demokraten sind. Diese Ideologien sind zwar mit demokratischen Werten kompatibel, aber nicht alle Liberale und Säkulare sind auch Demokraten. Aus dem Militärcoup in Ägypten, der von vielen Liberalen, Linken, Säkularen und Feministinnen begrüßt, zum Teil gefordert und massiv unterstützt wurde, sollte die Lehre gezogen werden, die Debatte über die Rolle von Ideologien in Übergangsprozessen im Nahen Osten sehr viel breiter zu führen, als dies bisher der Fall gewesen ist.

8. Zur Zukunft der Christen im Nahen Osten – Bleiben oder gehen?

Samir Khalil Samir SJ

Einleitung

Seit fast drei Jahren ist die arabische Welt in Aufruhr. Zu Beginn hat man dies „den arabischen Frühling“ genannt, dann aber entwickelten sich andere Bezeichnungen getreu der Jahreszeiten: zunächst beschrieb man die Geschehnisse mit „arabischer Herbst“, dann mit „arabischer Winter“. In Wirklichkeit aber befindet sich die arabisch-islamische Welt tief in der Krise, einer Krise, die die Ausgangsoptionen Revolution oder revolutionäres Chaos mit sich trägt. Eine positive Seite ist der Krise jedoch abzugewinnen: Sie macht das vorherrschende Übel erst sichtbar, das unbedingt einer Veränderung bedarf.

Natürlich stellt sich die Frage, ob der Nahe Osten in der Lage sein wird, diese Krise zu bewältigen. In mehreren Ländern hat sie bereits in ein außerordentliches Chaos nach sich gezogen, welches sich teilweise zu Bürgerkriegen weiterentwickelte. Ich denke hier vor allem auch an Syrien.

Wir wollen nun die Situation der Christen in solchen Regionen genauer betrachten: Als Minderheit ist ihre Sicherheit in den arabischen Ländern weniger gewährleistet als die größerer Gesellschaftsgruppen. Hinzu kommt, dass die Krise fast überall mit einem inneren religiösen Kampf der muslimischen Welt verbunden ist; da große Unterschiede im Bezug auf politische und religiöse Auffassungen vorherrschen, werden Christen leicht zu Opfern der extremistischen Gruppen, die für einen rein islamischen Staat kämpfen: Sie greifen christliche Einrichtungen wie Kirchen, Schulen, Klöster und Institute an, und viele Christen fühlen sich im eigenen Land nicht mehr sicher und akzeptiert.

Es ist leicht verständlich, dass Viele aus solchen Gründen ihr Heimatland verlassen, um in ein gastfreundlicheres Land zu emigrieren. Zudem wird die Ausreise aufgrund der historischen Gegebenheiten im Westen vereinfacht: Vor mehr als einem Jahrhundert begann dort bereits die Emigration.

Für die christliche Gemeinschaft stellt sich also die Frage: Wie sieht die Zukunft für die arabischen Christen aus? Werden sie trotz des Drucks der muslimischen Gesellschaft und der dort herrschenden Gesetze in ihrer Heimat bleiben oder werden sie die Emigration in den Westen (die praktisch immer ohne Rückkehr bleibt) fortsetzen? Haben die arabischen Christen eine eigene Berufung, eine Mission in Bezug auf die muslimische Welt oder sind sie nur rein zufällig dort? Dies ist das Thema unserer heutigen Überlegungen.

Die Situation

Arabische Christen am Pfingsttag

Zunächst einige Worte zur Situation der Christen: Wie in der Apostelgeschichte im Kapitel 2 zu lesen ist, spricht Petrus zu einer großen Menschenmenge, in der sich auch Araber befinden (Apg 2,11). Bereits seit dem ersten Jahrhundert sind Christen also in dieser Gegend des Nahen Ostens beheimatet. Eine Emigration hat es meines Wissens erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts und bis in die fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts gegeben; dabei wanderten Christen aus dem Libanon aus. Aus hauptsächlich wirtschaftlichen Gründen reisten sie nach Nord- und Südamerika – ein beliebtes Ziel für viele Auswanderer.

Das Problem der Gründung Israels

Der Grundstein für die heutige Krise wurde im Jahr 1948 gelegt, als die „Société des Nations“ ex nihilo einen Staat an einem Ort gründete, an dem bereits ein anderes Volk lebte. Dies wurde natürlich als großes Unrecht angesehen.

Die eigentliche Ursache für die Gründung dieses Staates lag jedoch in Europa, nämlich in der Verfolgung der Juden. Die Juden sind wie Muslime und Christen Angehörige einer Religionsgemeinschaft. Wie die Muslime von „Ummah“ und die Christen von Kirche sprechen, so sprechen die Juden von sich gern als von „einem Volk“. Dennoch hatten sie keinen Staat, keine Nation.

Nach dem Krieg von 1948-49 und der Gründung des Staates Israel war die Situation in der arabischen und sogar in der gesamten islamischen Welt sehr schwierig. Infolge dessen haben die Muslime die Theorie des Dschihad – dies bedeutet Kampf für Gott – neu aufgegriffen. Die Situation der Christen wurde dadurch sehr verschlechtert, insbesondere weil Europa und die westlichen Länder diejenigen waren, die diese Situation erst geschaffen hatten.

Wie oben bereits erwähnt war der Beschluss zur Gründung des Staates Israel von der „Société des Nations“ gefasst worden (die UNO existierte zu dieser Zeit noch nicht). Diese „Société des Nations“ galt nicht nur als westlicher als die heutige UNO, sondern sogar als eine christliche Organisation.

Zu Unrecht werden wir Christen von einer Bevölkerungsgruppe, den extremistischen Muslimen, als Teil des Westens gesehen, obwohl wir Araber sind. Mit den Worten des Paulus „Sie sind Juden, ich noch mehr“, möchte ich sagen: „Die Muslime sind Araber, ich noch mehr!“. Es ist allgemein bekannt, dass wir Christen sehr viel in die arabische Tradition mit eingebracht haben.

Kurz nach der Gründung Israels folgten einige Revolutionen: 1952 in Ägypten, 1954 im Irak, dann in Syrien und schließlich fast in allen Teilen der arabischen Welt.

Mehmet Ali „Vater des modernen Ägypten“

Um die radikale Veränderung zu verstehen, die die Revolution unter Nasser bewirkte, muss man sich vor Augen halten, wie die Situation zuvor ausgesehen hat. Seit dem Feldzug Napoleons (1798-1801) hatte Ägypten eine gewisse Unabhängigkeit vom osmanischen Reich erlangt und Mehmet Ali war zum Vizekönig ernannt worden. Dieser versuchte von Europa und besonders von Frankreich das Geheimnis seiner Leistungsstärke zu erlernen. Unter der Führung eines jungen Imam Rif 'ah al-Tahtawi schickte Mehmet Ali die Schlauesten seiner Bürger nach Frankreich und Italien, damit sie auf allen nützlichen Gebieten ausgebildet würden. Außerdem blieben mehrere Mitglieder der Gruppe von Gelehrten dort, die Napoleon auf seinem Ägyptenfeldzug begleitet hatten. So begann Mehmet Ali Ägypten auf den Gebieten des Militärs, der Administration, der Wirtschaft, der Industrie, der Kultur und selbst der Religion zu modernisieren. Aus diesem Grund trug er den Namen „Vater des modernen Ägyptens“.

Im Juli 1848 ernannte Mehmet Ali seinen Sohn Ibrahim Pascha (ein General der ägyptischen Armee) zum Regenten, dieser starb aber bereits kurze Zeit später, am 10. November 1848 an Schwindsucht. Sein Neffe, Abbas Hilmi I., wurde bis zu seiner Ermordung am 13. Juli 1854 sein Nachfolger. Er war jedoch ein Reaktionär, der alle Reformen seiner Vorgänger außer Kraft setzte. Er verwies alle europäischen Berater des Landes, schaffte die Handelsmonopole ab, schloss Fabriken und Schulen und reduzierte die ägyptische Armee bis auf bescheidene 9.000 Mann.

Mit Sa'ïd Pasha (1854-1863), dem vierten Sohn des Mehemet Ali setzte sich die Modernisierung Ägyptens fort. Er war frankophon, hatte in Paris studiert und brachte so einige Ideen aus Frankreich ein. Unter ihm wurde im Jahr 1858 auch die erste Eisenbahnstrecke Afrikas eingeweiht, die Alexandria mit Kairo verband.

Die Rolle der Christen nach 1860

Das Eisenbahnprojekt war von einigen Briten unter der Leitung des Ingenieurs Robert Stephenson konzipiert worden; sein Vater George war es, der die erste Dampflokomotive erfunden hatte. Von dem nachfolgenden Regenten Isma'il Pasha (1830-1895) wurde das Projekt erheblich weiterentwickelt und ausgebaut. 1858 begründete Sa'ïd den „Service de conservation des Antiquités de l'Égypte“ zur selben Zeit wie auch das Museum von Boulaq, dessen Leitung er dem Ägyptologen Auguste Mariette (1821-1881) übergab.

Nach seinem Tod folgte ihm Isma'il Pasha, ein Enkel von Mehemet Ali. Er regierte von 1863 bis 1879 und nahm 1867 den Titel Khedive an. Auch er hatte in Paris an der École d'état-major studiert. Seine Zielsetzung war, aus Ägypten einen Anhang Europas zu machen. Die Verwirklichung des Suezkanalprojektes

unter der Leitung des Franzosen Ferdinand de Lesseps ist ihm zu verdanken. Der Kanal wurde am 17. November 1869 von der Königin Eugénie de Montijo (Gattin von Napoleon III.) eingeweiht. Isma'îl Pasha verdanken wir auch die Kairoer Oper, die am 1. November 1869 mit Rigoletto von Giuseppe Verdi eröffnet wurde und am 24. Dezember 1971 mit Aida, ebenfalls von Verdi, nochmals eingeweiht wurde. Der Triumphmarsch (oder „Die Trompetenmelodie“) des zweiten Aktes, der den siegreichen General Radamès empfängt, war vor der Revolution von 1952 als ägyptische Nationalhymne angedacht.

Am Ende des 19. Jahrhunderts war Ägypten nicht nur das größte, sondern auch das modernste und kulturell aufgeschlossenste arabische Land. Von den ökonomischen und kulturellen Möglichkeiten angezogen, waren viele Emigranten (zum größten Teil Christen, die den Massakern von 1860 entflohen waren) aus Syrien (al-Shām) gekommen – das heißt aus der Gegend des heutigen Syrien-Libanon. Jene trugen viel zur ökonomischen und politischen, als auch ganz besonders zur kulturellen Entwicklung des Landes bei. Sie bildeten bald eine eigene dynamische soziale Klasse, die man die „Shawāmm“, die Syrer – die Leute, die aus Shām (Syrien) kamen, nannte. Von dort ließen sich auch viele, meist christliche französische, englische, italienische, deutsche und amerikanische Missionsgesellschaften in Ägypten nieder und förderten durch ihre Schulen die Ausbildung der Elite des Landes. Durch sie entstand auch die „American University Cairo“. Diese Entwicklung sollte bis in die 1950er Jahre andauern. Alles war damals also anders, als man es heute kennt.

Die arabischen Revolutionen (ab 1952) und die Emigration der Christen

Mit der ägyptischen Revolution änderte sich vieles: Sie stellte eine große Wende dar. Hauptsächlich wegen der zunehmenden Nationalisierung begannen die Christen, aus Ägypten auszuwandern. Nasser war ein normaler Muslime, kein besonders religiöser Mensch; er war jedoch von dem sozialistischen System fasziniert und dachte, dass diese auch für Ägypten eine Lösung bieten könnte. So begann er 1956 mit der Nationalisierung des Landes.

Die Nationalisierung betraf Christen mehr als Muslime, da erstere proportional gesehen mehr Grund und Boden besaßen. 1956 wurde eine Agrarreform durchgesetzt, 1962 eine zweite; daraufhin verließen sehr viele Christen das Land. Heute gibt es z.B. in Nordamerika über 160 koptisch-orthodoxe Pfarreien mit koptischen Pfarrern. Die Emigration hatte oft nicht nur wirtschaftliche, sondern auch politische Gründe. Es lässt sich allerdings sagen, dass bis heute nie Verfolgungen stattfanden; es herrscht jedoch eine starke Diskriminierung vor. Ein Christ hat auf dem ägyptischen Arbeitsmarkt nicht die gleichen Chancen wie ein Muslim.

Sie werden mich vielleicht fragen: Wie werden Christen auf der Arbeit diskriminiert? Wie erkennt man, dass jemand ein Christ ist? Ganz einfach, am Namen! Es gibt bei uns in Ägypten praktisch keine Familiennamen. Jeder Ägypter und jede Ägypterin trägt drei Namen. Ich z.B. trage den Namen meines Vaters, den meines Großvaters und manchmal auch den meines Urgroßvaters. Wenn in diesen drei oder vier Namen kein Mohammed oder Mustafa vorkommt, bin ich mit Sicherheit ein Christ. Außerdem ist meine Religionszugehörigkeit in meinem Pass, in meinem Personalausweis und in allen Dokumenten eingetragen. Auf diese Weise ist es leicht, einen Menschen wegen seiner Religion zu diskriminieren. Natürlich diskriminieren nicht alle Muslime die Christen, Gott sei Dank! Aber wenn ein Junge, der Arbeit sucht merkt, dass er wegen seiner Religion systematisch diskriminiert wird, ist die Versuchung groß zu denken: hier bin ich nicht mehr zu Hause, ich emigriere!

Es ist undenkbar, einen Menschen nicht in diese religiösen und nationalen Kategorien einzuordnen, denn sie machen seine Identität aus. Dies ist zugleich Schwäche und Stärke, denn so gehört man einer Gruppe an, kann aber nicht zur anderen gehören.

Die Emigration betrifft alle, nicht nur Christen

Die Gesamtsituation, und darin besonders die Kriege gegen Israel (1948-1949, dann 1967, dann 1973) hatte zur Folge, dass Viele aus wirtschaftlichen, politischen, ideologischen und kulturellen Gründen in den Westen flohen. Dadurch, dass die Christen im Gegensatz zu den im Land wohnenden Muslimen bereits fremde Sprachen (wie Englisch, Französisch, Italienisch) gelernt hatten, war es für sie leichter zu emigrieren. Diese Emigration wurde für die arabischen Länder zu einem sozialen Problem, unter dem sowohl Handel als auch Industrie litten.

Die Mission der arabischen Christen

Die Frage, die Sie mir gestellt haben, lautet: „Wie sieht die Zukunft der Christen im Nahen Osten aus? Ist es besser, zu bleiben oder zu gehen?“ Wir haben gesehen, dass viele der Christen emigrieren, sei es generell aus ökonomischen Gründen, weil sie sich diskriminiert fühlen oder fürchten, in Zukunft Diskriminierung zu erfahren. Ich möchte nun auf eine weiterführende Frage eingehen: Was geschieht mit den Christen, wenn sie emigrieren? Und haben nicht auch sie einen Auftrag im Namen ihrer Kultur, ihres Glaubens?

Den emigrierten Christen helfen, ihren Glauben nicht zu verlieren

Viele orientalische Christen sind völlig verunsichert, wenn sie in den Westen gelangen. Viele kennen die Sprache und die Kultur des neuen Landes nicht gut

und sind auch mit der westlichen Liturgie und den religiösen Traditionen nicht vertraut; ganz zu schweigen von Liedern und geistlichen Praktiken. Sie fühlen sich in diesen neuen Kirchen völlig verunsichert oder einfach fremd. Es wäre wünschenswert, ihnen wenigstens in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft die Möglichkeit zu geben, ihre eigene altbekannte Liturgie zu feiern. Hierfür sollte es jedoch zwei Bedingungen geben: Einerseits sollten die emigrierten Christen über einen Gebetsraum (eine Kapelle oder eine Kirche) verfügen dürfen, in dem sie sich wenigstens einmal in der Woche versammeln können, um in ihrer eigenen Sprache und Tradition zu beten. Wenn sie darüber hinaus den Gebetsraum unentgeltlich nutzen dürften, wäre dies natürlich eine Geste der Gemeinschaft zum Nutzen beider Seiten. Andererseits ist auch ein eigener Seelsorger von großer Bedeutung. Dies setzt voraus, dass man mit dem Patriarchen der Emigrierten in Kontakt tritt, damit er ihnen einen Priester oder wenigstens einen Diakon schickt, der mit ihnen betet, die Kinder im Katechismus unterrichtet usw. Denkbar wäre auch, dass der Patriarch einen der Auswanderer zu diesem Dienst beruft. In gewissen Fällen könnte ein verheirateter Mann nach einer kurzen Vorbereitungszeit zum Priester für diese Gemeinschaft geweiht werden, wie es im Orient üblich ist.

Dem Priester einen Diakon zur Hilfe zur Seite zu stellen, ist auch im Westen gängige Praxis. In unserer Tradition gilt dies als große Ehre. Unterstützend wäre eine kleine finanzielle Hilfe zum Überleben notwendig.

Letztendlich jedoch sollen die emigrierten Christen sich in die westliche Liturgietradition hineinfinden – ohne auf ihre eigene Tradition verzichten zu müssen. Es bleibt ihnen überlassen, zu entscheiden, ob sie ihre eigene orientalische Tradition beibehalten oder lieber die westliche Tradition übernehmen wollen. In beiden Fällen wäre es ratsam, die westlichen Traditionen zu kennen, um sich im Gemeindeleben nicht verloren oder fremd zu fühlen, falls sich doch eine Situation findet, am lateinischen Ritus teilzunehmen. Eine Zusammenarbeit mit den westlichen Gläubigen könnte helfen, den Reichtum ihrer beider Tradition zu entdecken.

Wo können diese Emigranten im Bezug auf den Islam helfen?

a) Die spezifische Mission der arabischen Christen

Ich bin der Meinung, dass die arabischen Emigranten den Muslimen gegenüber einen besonderen Auftrag haben. In dieser Hinsicht haben sie im Vergleich zu den „Westlern“ zwei Vorteile: Sie kennen die arabische Sprache (eine Reihe von ihnen ist auch mit dem Koran vertraut) und sie wissen, wie der Islam gelebt und praktiziert wird. Es gibt jedoch ein Risiko, welches die arabischen Christen eingehen, nämlich dass sie nur die negativen Aspekte bezüglich des Korans

und des Propheten Mohammed sehen. Es ist meines Erachtens notwendig, dass sie eine realistischere Haltung einnehmen, die aber gleichzeitig dem Anderen gegenüber offen und dialogbereit ist.

So wären beispielsweise regelmäßige freie und brüderliche Treffen von arabischen und westlichen Christen für alle von Nutzen. Eine solche Gelegenheit zum Kontakt mit den arabischen Christen kann ihnen die Herzen öffnen, so dass sie die Muslime und positive Aspekte des Islam, die ihnen in der Regel entgehen, besser kennen lernen.

b) Eine gemeinsame Mission gegenüber Muslimen

Außerdem – und dies scheint mir wesentlich – könnte sich eine Zusammenarbeit von emigrierten und einheimischen Christen für die Mission der Muslime als fruchtbar erweisen. Zurzeit gibt es im Westen immer mehr Muslime, und ihre Zahl wird auch weiter ansteigen. Aus verschiedenen Beweggründen, die sich von selbst verstehen, setzt sich die Kirche im Westen leider kaum dafür ein, dass Muslime das Christentum kennenlernen oder entdecken können. Jeder Muslim hat aber ein Recht, von Christus und dem Evangelium zu erfahren. Ihm dieses vorzuenthalten bedeutet, ihn dessen zu berauben, was wir an Schönerem in unserer Kultur und Spiritualität pflegen. Wenn es für ihn aber ein Recht ist, ist es für uns eine Pflicht: Ein Sich-besinnen, ein Zusammenwirken von Christen beider Seiten könnte sehr fruchtbar sein, um daraufhin eine Mission in Angriff zu nehmen, die doch gemäß dem Evangelium eine Verpflichtung darstellt.

Ich glaube, dass es dringend notwendig wäre, in möglichst jeder Pfarrei eine gemischte missionarische Gruppe (Araber und Westler) zu errichten, um mit allem nötigen Respekt vor der Freiheit jedes einzelnen, unseren muslimischen Brüdern und Schwestern das Evangelium zu verkünden.

Spirituellem und pastoralem Erfahrungsaustausch

a) Die Konfrontation mit der Säkularisation

Ich möchte nun ein Problem ansprechen, das mir aus eigener Erfahrung sehr gravierend erscheint. Wenn die orientalischen Christen in den Westen kommen, sehen sie sich mit einem schwerwiegenden Problem konfrontiert: der Säkularisation der Christen und der Kirche als Institution. Dies ist oft ein furchtbarer Schock, der sie dazu zu bringen droht, die Kirche endgültig zu verlassen. Es wäre gut, dieses Problem mit ihnen in Angriff zu nehmen, um gemeinsam zu einer Erkenntnis zu gelangen: Einerseits um ihnen ein Verständnis zu vermitteln, wie man im Westen lebt, was für sie einige posi-

tive Aspekte haben könnte, und andererseits um den westlichen Christen zu helfen, durch den Kontakt mit den orientalischen Christen ihren eigenen Glauben zu hinterfragen.

b) Kann die christliche orientalische Tradition eine geistliche Hilfe im Westen sein?

Das Beispiel „Fasten“

Die orientalische Tradition kann den Christen des Westens auf vielfältige Weise helfen. So ist vielen Religionen z.B. die Tradition des Fastens gemeinsam. Die spirituelle Erfahrung eines großen Teils der Menschheit bestätigt dies und auch in der Heiligen Schrift spielt das Fasten eine wichtige Rolle, um eine Person auf eine Aufgabe oder eine schwierige Mission vorzubereiten. Im Evangelium wird es vor allem von Christus selbst in sehr strenger Weise praktiziert und wird von ihm ausdrücklich empfohlen. Schließlich wird das Fasten in der christlichen Tradition allgemein praktiziert und empfohlen, nicht nur als Vorbereitung auf alle großen Feste, sondern auch für jede Woche im täglichen Leben.

Nun aber wird das Fasten in der westlichen Kirche immer weniger praktiziert und droht, gänzlich zu verschwinden. Johannes Paul II. hat mehrfach an die Wichtigkeit des Fastens erinnert, insbesondere anlässlich seines Appells zum Fasttag des 14. Dezember 2001, der mit dem Ende des Fastenmonats Ramadan der Muslime zusammenfiel.

Und Benedikt XVI hat dem Fasten in seiner Fastenbotschaft 2009 einen tiefen Sinn gegeben:

In unseren Tagen scheint das Fasten an geistlicher Bedeutung verloren zu haben; eine Kultur, die von der Suche nach materiellem Wohlstand gekennzeichnet ist, gibt ihm eher den Wert einer therapeutischen Maßnahme zum Besten des Körpers. Fasten dient sicherlich der körperlichen Gesundheit; für die Gläubigen aber ist es in erster Linie eine „Therapie“ zur Heilung all dessen, was sie hindert, Gottes Willen anzunehmen. (...).

Die Fastenzeit könnte daher eine passende Gelegenheit sein, die Normen der eben erwähnten Konstitution wieder aufzugreifen und so die echte und dauernde Bedeutung dieser alten Bußpraxis aufzuwerten. Sie kann uns dazu verhelfen, unseren Egoismus zu bändigen und das Herz zu weiten für die Liebe zu Gott und zum Nächsten, für das erste und höchste Gebot des Neuen Gesetzes und die Summe des ganzen Evangeliums (Mt 22,34-40).

Diejenigen Christen, die bleiben

Ein Bischof aus dem Irak sagte mir einst: „Wir können von einem Christen nie verlangen: Du darfst nicht weggehen, emigrieren!“ Und er hatte sicher Recht, weil jeder Mensch frei ist, auch frei, das Falsche zu tun. Dies ist unsere Größe vor

Gott. Wir sind frei das zu tun, wofür wir uns entscheiden. Ich kann natürlich erklären, dass es besser wäre, zu bleiben, weil wir hier im Irak eine Mission haben, eine kulturelle, wirtschaftliche und politische Sendung, aber auch die Mission, eine Zivilisation zu errichten und natürlich auch eine spirituelle Mission. Es wird jedoch immer einen Teil der Gemeinde geben, der sagt: „Ich schaffe es nicht“, oder „Ich fühle mich hier nicht (mehr) wohl“. Diese werden gehen, und es ist ihr gutes Recht. Diejenigen aber, die bleiben, brauchen unsere Unterstützung!

Egal was wir tun, wir tun es zusammen!

Das erste und wichtigste Prinzip lautet: „Egal, was wir tun, wir tun es zusammen“. Natürlich auch zusammen mit den Orthodoxen, die in Ägypten die Mehrheit bilden und im Libanon ebenfalls fast an diese heranreichen. Nach der Feststellung, wie gering die Unterschiede zwischen Orthodoxen und Katholiken sind, ist es nur selbstverständlich, dass wir versuchen, alles in ökonomischer Gemeinschaft leben. Mein Vater war beispielsweise orthodox, sowie viele seiner Familienmitglieder. Ein Teil seiner Familie ist zwar evangelisch und ein Teil katholisch geworden, aber alle sind Christen. Es wäre eine Dummheit, diese geringen Unterschiede so wichtig zu nehmen – Pardon, wenn ich dies so bestimmt sage, aber ich lehre auch Theologie und weiß darum, was ich sage. Ich habe dies außerdem hier in Deutschland als Pfarrvertreter in Niedersachsen gelernt. Ich war fast immer im Bundesland Niedersachsen, in dem man eine evangelische Mehrheit vorfindet: Wolfenbüttel, Braunschweig, Königslutter, Hannover. Ich habe den Generalvikar oder den Dechanten gefragt: „Was muss ich tun, wenn ich weiß, dass dieser Mensch evangelisch ist und zur Messe kommt, vielleicht weil seine Frau oder ihr Mann katholisch ist, oder weil ich da bin und wir befreundet sind?“ Und sie haben mir gesagt: „Du gibst denen, die es möchten, die Kommunion. Sie sind allein verantwortlich für das, was sie tun. Das ist nicht dein Problem“. Vielleicht war es falsch, aber so habe ich es gemacht.

Bei uns im Orient ist diese Praxis üblich und wir benötigen auch keine Rechtfertigung es zu tun, weil wir alle Sakramente der Orthodoxen anerkannt haben. Wenn jemand unsere Sakramente nicht anerkennt, so ist das sein Problem, nicht meines.

In unserer Kirche in Beirut sind ein Viertel derer, die täglich zur Kommunion kommen, Orthodoxe. Ihr Bischof sagt: „Gehen Sie nicht bei den Katholiken zur Kommunion!“, und ich sage ihnen: „Macht, was der Bischof sagt!“. Aber wenn sie zu mir kommen, ist es kaum meine Angelegenheit. Und auch umgekehrt stellt es kein Problem dar, wenn Katholiken aus irgendeinem Grund den Gottesdienst der Orthodoxen besuchen; vielleicht weil die katholische Kirche zu weit entfernt liegt oder wegen eines Begräbnisses, einer Trauung, etc.

Das Prinzip „alles zusammen tun“ gilt auch mit Muslimen

Ein Caritasprojekt kann nicht etwas nur für Christen oder nur für Katholiken sein – dann wäre es wohl nicht mehr Caritas. Die Caritas ist universal. Natürlich werden zuerst die Nahestehenden betreut, wenn sie in Schwierigkeiten sind, aber Hilfe muss generell für alle gewährleistet sein. Wenn uns Mittel für eine Schule zur Verfügung stehen, wie sie uns Herr Rasis heute gezeigt hat, dann sollte es allen Kindern möglich sein, diese zu besuchen.

Ich selbst ging in eine Jesuitenschule in Kairo; damals gab es dort ein Drittel Muslime, ein Drittel Orthodoxe und ein Drittel Katholiken. Heute kommen aufgrund des guten Angebotes etwa 60 Prozent Muslime in diese Schule und wir Jesuiten nehmen die Muslime gerne auf, weil es darum geht, das Ägypten von morgen zu bauen, das schließlich zu 90 Prozent aus Muslimen bestehen wird. Niemand in Ägypten hat jemals gesagt oder gedacht, dass dies eine Form des Proselytismus darstellt. Im Gegenteil, die Bürger sind froh, dass wir unsere Schule allen zu Verfügung stellen und kein Sektierertum betreiben.

Ich habe meine Schulzeit 1955 beendet – das ist nun fast 58 Jahre her. Seitdem treffen wir ehemaligen Schüler uns alle 10 Jahre: Muslime, Orthodoxe und Katholiken. Ehrlich gesagt bin ich mir nicht sicher, wer nun orthodox oder katholisch ist; man erkennt dies nicht wie bei Muslimen am Namen. Bei solchen Zusammenkünften gehen wir stets ohne Voreingenommenheit miteinander um.

Die Muslime, die einmal meine Mitschüler waren, schicken ihre Söhne wiederum auf unsere Jesuitenschule, damit auch sie den dort vorherrschenden offenen Geist erleben. So wird wieder eine neue Generation zusammen arbeiten, in Banken, in Geschäften, in der Industrie, der Kultur, der Universität usw. Es geht darum, gemeinsam ein neues Ägypten zu bauen, und nicht ein Land für Muslime und eines für Christen! Eine positive Zusammenarbeit ist so viel wertvoller als eine Teilung.

Ich wiederhole noch einmal: Alles, was wir tun, soll gemeinsam gedacht und getan werden. Eine kleine Einschränkung gibt es natürlich: An einem rein christlichen, religiösen Projekt sind selbstverständlich nur Christen (Orthodoxe, Katholiken und Protestanten) beteiligt. Bei sozialen Projekten ist es jedoch besser, wenn Christen und Muslime zusammen wirken. Hiermit ist nicht nur gemeint, dass ein oder zwei Muslime in das beratende Komitee aufgenommen werden – Nein, es muss sich wirklich um ein gemeinsames Projekt handeln. Warum? Weil wir eine Nation, ein Volk sind!

Die Muslime von heute sind eigentlich Christen, die sich zum Islam bekannt haben: Schätzungen zufolge sind über 80 Prozent der aktuellen Muslime Ägyptens koptischer Abstammung. Als 'Amr Ibn al-'As im Jahr 639 nach Ägypten kam, bestand die Bevölkerung noch zu 100 Prozent aus Kopten. Das Wort „Kopte“ leitet sich von „Ägypten“ ab, es stellt die westliche Transkription für das arabische

Gipti dar, das sich wiederum aus dem griechischen Aigyptoi ergibt. Die Mehrheit der Muslime sind daher ursprünglich Kopten. Wir sehen uns nicht nur aufgrund dieser historischen Fakten als ein Volk, eine große Familie. Deshalb sollten wir trotz der Schwierigkeiten auf ein gemeinsames Ziel hinarbeiten.

Was sind die Prioritäten?

Ich sehe drei Prioritäten:

- die Bildung,
- die Wirtschaft
- und den ethischen Aspekt untergliedert in wiederum drei Aspekte:
Sorge für die Armen, Schutz der Familie, Freiheit des Gewissens.

Die Bildung

Wir zählen noch heute in Ägypten über 40 Prozent Analphabeten. Ich selbst habe ein Alphabetisierungszentrum gegründet, das ich sieben Jahre lang leitete. Parallel dazu entstanden weitere zehn Zentren, die von Mitarbeitern geleitet werden.

Es gilt also zunächst, den Analphabetismus abzuschaffen. Wie nämlich können Analphabeten zwischen dieser oder jener Partei wählen? Und wie sollten sie die Verfassung verstehen? Wir haben für eine Verfassung votiert, die typisch islamistisch ist. Aber wer hat diese Verfassung vor der Wahl gelesen? Die Verfassung wurde innerhalb eines Monats geschrieben und kurz darauf, eine Woche später, sollten die Bürger sich bereits mit einem „ja“ oder „nein“ zu dieser Verfassung äußern! Die Mehrheit der Bevölkerung setzt einfach das in die Tat um, was der Imam ihnen sagte: „Sie sollen die Muslime wählen“ – Gut, so wählen sie die „Muslimische Bruderschaft“. Unser Volk ist auf eine Demokratie nicht vorbereitet. Im Libanon, Syrien und Tunesien ist dies anders – leider sind diese drei Länder aber Ausnahmen in unserer arabischen Welt. Überall findet sich eine hohe Analphabetenquote, in Marokko liegt sie zum Beispiel wie in Ägypten bei 40 Prozent. Im Jemen sind es noch mehr. So liegt die höchste Priorität dabei, den Analphabetismus anzugehen.

Vielleicht ist es den Christen bewusst, dass sie in der muslimischen Welt und besonders in Ägypten eine Minderheit (ungefähr 10 Prozent) sind, und sie daher so viel wie möglich mit den Muslimen zusammenarbeiten müssen. Sie sind an die Zusammenarbeit gewöhnt und niemand bezweifelt, dass die Christen gleichrangige Mitbürger sind. Es gibt Christen, Juden, Muslime, Atheisten. Wir aber sind alle Bürger und wir wollen die Menschen nur als Bürger sehen. Das ist unser Auftrag als Christen. Wir verlangen nichts anderes! Leider ist die Realität eine andere.

Die Wirtschaft

Im 19./20. Jahrhundert haben die Christen eine große Rolle in der Wirtschaft gespielt. Sie haben Banken, Industrien, große Handelshäuser usw. begründet. Was die Sozialarbeit betrifft, unternehmen die verschiedenen Kirchen heute sehr viel für Behinderte, für Arme, für Frauen, für die Erziehung generell, um die Entwicklung im Allgemeinen und vor allem die der Unterprivilegierten zu fördern. Bei den Muslimen war dies jedoch nie sehr verbreitet und organisiert.

Als ich vor kurzem nach Beirut flog, saß ich neben einem Muslim, der in der ehemaligen DDR, in Dresden, als Arzt arbeitete. Er erzählte mir, dass sein Vater, ein Imam im Südlibanon, nicht wollte, dass er Arzt wurde, und da er selbst aber unbedingt Arzt sein wollte, sagte ihm sein Vater: „In diesem Fall nur unter der Bedingung, dass du dir einen Tag in der Woche für die Armen freihältst“.

Ich habe ihm darauf erwidert: „Ich finde diese Haltung wunderbar. Weißt du, bei uns Christen gab es die Zwillinge, Kosmas und Damian, zwei heilige Ärzte (S. z.B. der Schrein in St. Michael in München), die in Syrien geboren wurden und die Stadtpatrone von Essen, Bödefeld, Gau-Algesheim und vielen anderen Städten wie z.B. auch Florenz in Italien, El Prat de Llobregat und Gondomar S. Cosme in Spanien sind. Die Kirche hat sie heilig gesprochen, weil sie die Armen unentgeltlich behandelt haben. Daher rührt auch ihr Name „Anargyres“ (auf Griechisch „ohne Geld“). Während der Christenverfolgung unter Kaiser Diokletian wurden sie unter dem Prokonsul Lysias im Jahre 287 oder 303 nach vielen Folterungen in Cyr in Syrien enthauptet. Sie waren beim Volk sehr beliebt, da sie kostenlose Behandlungen anboten. Man schreibt ihnen sogar ein berühmtes Wunder zu, das auf vielen Bildern dargestellt wird: eine Beintransplantation an einem Kranken, dessen Bein nekrotisch war. Man findet im ganzen Nahen Osten wie auch in Europa viele Kirchen zu ihren Ehren. Die katholische Kirche stellt sie allen Ärzten – besonders den Chirurgen – als Vorbilder vor.“ Den Armen umsonst zu helfen und zu dienen ist also auch unser gemeinsames Anliegen.

Der ethische Aspekt

Und hier komme ich zum dritten und letzten Punkt: Die geistliche Seite. Wir müssen die Gemeinsamkeit unserer spirituellen Traditionen entdecken.

a) *Sorge für die Armen*

Der Dienst an den Armen und Alten gehört zu allen Religionen: Judentum, Christentum, Islam, Buddhismus usw. Es sollte eigentlich als allgemein menschlich angesehen werden, aber oft sind die Menschen von heute wie

Bestien geworden. Zusammen müssen wir die Gesellschaft verändern und zuerst für die Armen arbeiten. Wir brauchen eine gemeinsame Spiritualität des Dienens; es ist unsere Aufgabe hier auf Erden, dem anderen zu dienen, ganz gleich ob er Muslim, Jude, Christ oder einfach Mensch ist. Das ist unsere ethische Vision, die der Natur des Menschen entspricht – wie sowohl die Bibel als auch der Koran uns zeigen.

b) *Schutz der Familie*

Was im April in Frankreich bezüglich der Ehe beschlossen wurde, entspricht nicht unseren gemeinsamen ethischen Prinzipien. In allen Kulturen der Welt ist Ehe eine dauerhafte Verbindung zwischen Mann und Frau mit dem Ziel, eine Familie zu gründen. Es handelt sich hierbei nicht um eine katholische oder christliche Vision, es ist einfach die menschliche Vision, die in Afrika sowie in Asien oder im Orient zu finden ist. Es ist die gemeinsame Definition der Ehe. Die Institution „Familie“ ist für Juden, wie für Muslime und Christen, nicht, wie behauptet wird, eine Privatsache, sondern sie ist das Fundament der Gesellschaft.

Ich glaube, dass wir im Orient, ob wir Christen, Muslime, Juden oder Buddhisten sind, der westlichen Welt eine wesentliche Botschaft zu vermitteln haben, was Familie und ganz allgemein Ethik betrifft. Die sich im Westen (besonders in Europa und den Vereinigten Staaten) mehr und mehr zeigende Tendenz, die Meinung der Mehrheit mit dem Recht gleichzusetzen, ist gefährlich, wenn sie nicht durch ethische Prinzipien getragen wird. Ich bin der Meinung, dass die Gläubigen der verschiedenen Traditionen alle gemeinsam eine wichtige Mission für die Weltgemeinschaft haben.

c) *Freiheit des Gewissens*

Lassen Sie uns also eine gemeinsame Vision für das Wichtigste, nämlich die Freiheit des Gewissens, suchen und finden. Der Koran erzählt in einigen Versen von der Freiheit zu glauben oder nicht zu glauben: So liest man in Vers 2, wie Benedikt XVI. in seiner berühmten Rede von Regensburg am 12. September 2006 zitiert: „Keinen Zwang in der Religion: Denn der richtige Weg unterscheidet sich vom Irrweg.“

Gemäß dem Imam Abū ‘Abdallāh al-Qurtubi (1214-1273), dem berühmten Kommentator des Korans, sind die Umstände, auf die dieser Vers sich bezog, die folgenden: Ein Schüler Mohammeds hatte zwei Söhne, die Christen geworden waren, bevor es den Islam gab. Sie kamen nach Medina, um Öl zu verkaufen. Ihr Vater wollte sie daraufhin zwingen, Muslime zu werden. Also wurde dieser Vers „geoffenbart“. Die Kommentatoren aber sagen, dass dieser

Vers nicht für den gilt, der den Islam akzeptiert hat und ihn wieder ablegen möchte – in dem Fall ist Zwang anzuwenden.

Ein anderer Text des Koran, der aus der Sure von der Grotte (*Al-Kahf*) stammt, kann als Beleg herangezogen werden: „Verkünde: Die Wahrheit ist da, sie geht aus eurem Herrn hervor. Wer also, will, möge daran glauben, und wer will, möge nicht daran glauben (*yakfur*)!“ (Koran, 18,29). Dieser Text suggeriert deutlich die Freiheit zu glauben oder nicht zu glauben. Viele Kommentatoren sagen jedoch, dass es sich dabei um eine Drohung handelt, denn in der Fortsetzung des Textes heißt es: „Wir haben für die Übertreter ein Feuer vorbereitet, das sie vollständig verbrennen wird. Wenn sie um Hilfe schreien, wird ihnen eine Flüssigkeit wie von konzentrierter Säure gegeben werden, die die Gesichter verbrüht. Was für ein elendiges Getränk! Was für ein elendiges Schicksal!“ Man müsste also den Vers im Sinne einer Bedrohung interpretieren: „Wer will, möge wagen, nicht daran zu glauben!“

In diesem Jahr war ich anlässlich des Festes von 'Ashūra, bei dem die Schiiten das Martyrium von al-Husayn, dem Enkel Mohammeds, in Erinnerung rufen, von einem befreundeten Imam eingeladen worden, vor einem Kreis von schiitischen Studenten einen Vortrag über die Gewissensfreiheit zu halten. Es waren ungefähr vierzig. Unter anderem zitierte ich dabei diesen Koranvers; einer der Studenten widersprach mir heftig, aber die Mehrzahl war mit mir einverstanden und schließlich bat der Imam den Studenten sogar, entweder zu schweigen oder den Raum zu verlassen.

Der Koran beschreibt außerdem, wie Gott einen Propheten erinnert, der sich viele Male darum bemüht, Menschen zur Konversion zum Islam zu bewegen: „Warne nun! Du bist nur ein Warner und hast keine Gewalt über sie“ (Koran 88, 21-22). Auch hier stellen die folgenden Verse wieder die Gewissensfreiheit in Frage. Der Abschluss des Textes nämlich lautet (Verse 23-26): „Wer sich aber abwendet und nicht glaubt, über den verhängt Allah die schwere Strafe. Zu uns kommen sie zurück. Und wir haben hierauf mit ihnen abzurechnen“.

Zum Schluss – Wir können viel zusammen tun

Es bleibt die Frage: Wie können wir den Christen helfen zu verstehen, dass sie eine Rolle in dieser arabischen Gegend zu spielen haben? Eine große Rolle zusammen mit den Muslimen! Und wie können wir die Muslime überzeugen, wie viel ihr Wissen wert ist, auch um den Koran zu interpretieren?

Wir sind von Gott sozusagen hierher gepflanzt, um zusammen etwas zu tun. Wir agieren zusammen. Es gibt keine unlösbaren Probleme. Es gibt aber große Probleme mit dem „schlimmen“ Westen. Ich will damit sagen, dass es viel schwieriger für einen Muslim oder sogar einen Orientalen ist, der nur in Ägypten

gelebt hat, sich anschließend im Westen zurechtzufinden. Es ist schwierig, weil 2000 Jahre dazwischen liegen.

Wir, Muslime und Christen, leben zusammen, und wir haben viel mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede. Jeder muss einen Schritt in Richtung des anderen tun. Koran und Bibel haben eine gemeinsame Basis, und sind doch verschieden. Es wäre sehr wichtig, unseren Christen zu helfen, sowohl materiell als auch sozial und spirituell, dass sie trotz der Schwierigkeiten dort im Orient bleiben. Sie sollen bleiben, weil sie in diesem islamischen Land eine Mission zu erfüllen haben.

Wer in sich nicht genug Kraft spürt, in seinem Land zu bleiben, möge guten Gewissens weggehen – aber er gehe mit dem Glauben im Herzen und lasse sich nicht von dem Strom des Indifferentismus mitreißen, von der Abkehr vom christlichen Glauben. Dort, in seiner neuen Heimat, gibt es auch eine Mission, nämlich Zeuge des Evangeliums zu sein. Letztendlich, bevor wir Libanese, Ägypter und Araber sind, heißt es, Christ zu sein. Und es ist diese Identität, für die wir im Orient, in Europa, in Amerika oder in Australien eintreten sollen. Egal wo wir leben, mit dieser Überzeugung werden wir überall zuhause sein und überall als Vermittler einer Botschaft agieren, die uns übersteigt.

Vielen Dank

9. „Ihr tut nichts für uns“ – Die Enttäuschung der Syrer im Rebellengebiet

Jörg Armbruster

Am Gründonnerstag fahren wir, das ARD-Team, mit unserem Kleinbus von Azaz nach Aleppo. Es ist regnerisch, trübe und kalt. Bauern arbeiten auf den Feldern, Kirschbäume treiben die ersten Blüten, zwischendurch Heine mit Olivenbäumen. Alles wirkt friedlich, der Krieg scheint weit weg zu sein. Man könnte sich von der stillen Stimmung dieses fruchtbaren Bauernlandes anstecken lassen und die barbarischen Kämpfe nicht weit von hier für einige Zeit verdrängen, wenn da nicht die kleinen Zelte am Rande der Felder wären. Diese Zelten – ein Beweis, wie wehrlos die Zivilisten im Norden Syriens diesem Bürgerkrieg ausgeliefert sind. In ihnen übernachten nämlich viele Bauernfamilien, weil ihre Dörfer, sobald die Dunkelheit einsetzt, immer wieder bombardiert werden.

Außerdem die ständigen Straßenkontrollen auf dem Weg nach Aleppo. Kämpfer, meist schwarz gekleidet, mit Vollbart, die Kalaschnikow lässig über die Schulter gehängt halten unseren Bus an. Über den meisten Straßensperren wehen schwarze Fahnen mit der Aufschrift: „Es gibt keinen Gott außer Gott“. Dieses islamische Glaubensbekenntnis steht auch auf den Stirnbändern, die einige Kämpfer tragen. Sie sind die ersten Dschihadisten, denen wir auf unserer Reise begegnen.

In dem Städtchen Keljebrin machen wir einen Zwischenstopp, um dort das Mohamed-Ismael-Gymnasium zu besuchen. Im Juli 2012 war eine Rakete in das Gebäude eingeschlagen, nachdem die Freie Syrische Armee es beschlagnahmt und ein Hauptquartier daraus gemacht hatte. Zum Glück für die Schüler hatte sich die Rakete zwar durch zwei Stockwerke gebohrt, war aber nicht explodiert. Heute unterrichten Lehrer wieder, morgens Schülerinnen, nachmittags die Jungs. Rupert Neudecks Grünhelme hatten im November 2012 die Schäden repariert. Dieses Gymnasium – eine der wenigen Schulen, die den Betrieb in dem von den Rebellen kontrollierten Teil Syriens wieder aufgenommen haben. Selten habe ich Schülerinnen erlebt, die so begeistert und dankbar waren, wieder in ihre Schule gehen zu können, obwohl sie bei der Eiseskälte im März ein höchst ungemütlicher Ort war. Eine funktionierende Heizung gibt es nicht. Mit dicken Pullovern versuchen sich Schülerinnen und Lehrer vor der Frühjahrskälte in dem klammen Gebäude zu schützen.

Doch trotz der Fröhlichkeit auch hier – ein großes Thema: die Angst, Angst vor dem Krieg, Angst vor der Zukunft. Eine Schülerin berichtet: "Wir leben immer

in Angst. Wenn wir nach Hause kommen, gibt es weder Wasser noch Strom. Immer wenn ein Flugzeug über uns auftaucht, befürchten wir, dass es was abwirft. Auch hier in der Schule haben wir Angst. Mitten in der Nacht wachen wir auf vom Krachen der Explosionen." Eine andere Schülerin fühlt sich, als lebe sie zwischen zwei Mahlsteinen: "Keine Seite wird eine Lösung bringen. Die Regierung tritt nicht zurück, sondern beschießt uns, und die Opposition gibt auch nicht nach, sie schießt zurück. Und wir sitzen dazwischen und kriegen es ab".

Ob die Revolution tatsächlich eine bessere Zukunft bringen wird? Die Mädchen haben inzwischen Zweifel: „Die Exil-Opposition veranstaltet teure Konferenzen und wählt Vertreter, die wir nicht kennen und ohne uns zu fragen. Aber wir sind es doch, die die Opfer bringen. Angeblich, damit wir eines Tages in Freiheit und Demokratie leben, wir wollen unsere Führer selber wählen. Wenn die Revolution so weitergeht, dann sehe ich schwarz für unsere Zukunft.“

Auch die Lehrer – resigniert: „Assad hat die Waffen, uns hilft keiner“, hören wir immer wieder. Sicher quält sie auch die Sorge, er könne wieder zurückkommen mit seiner Armee und seinen Geheimdiensten; dann ginge es ganz besonders ihnen an den Kragen; denn immerhin sind sie Staatsangestellte, außerdem als Lehrer Mitglieder der Baath-Partei und damit auf Assad und sein Regime eingeschworen. Diese Schule – der Beweis, dass man den Zivilisten in den von Rebellen kontrollierten Gebieten mit einfachen Mitteln helfen kann. Funktionierende Schulen – ein Seltenheit im Norden.

Als wir wieder in Richtung Aleppo aufbrechen, versammeln sich die Schülerinnen im Hof vor dem Gebäude und winken uns fröhlich nach. Diese Schule offensichtlich für sie eine Art Schutzhafen in den Wirren des Krieges.

Und die erleben wir hautnah in Aleppo, die Wirren dieses unübersichtlichen Kämpfens.

Aleppo – eine Stadt wie mitten in einem Erdbeben: Menschen in Panik, traumatisiert durch explodierende Raketen, die die Erde erzittern lassen, zurück bleiben dann Ruinenstümpfe und zu Staub zerbröselte Häuser. Auch in dieser Stadt: so gut wie keine Straße ohne Kriegsschäden. Die Menschen wie in Trance, sie stürzen sich auf den Fremden, klammern sich an ihn, schütteln und beschwören ihn, als könne er Erlösung bringen aus der verzweiferten Lage: „Wir lassen Dich erst gehen, wenn Du uns geholfen hast!“ Diesen Satz scheinen fast alle Menschen im Gesicht zu stehen, einige sprechen ihn auch aus, mehr aggressiv als flehend: „Was macht der Westen für uns? Warum lässt er uns im Stich? Erklär es uns!“ Und noch viel schlimmer der Vorwurf: „Der Westen unterstützt Assad!“ Tatsächlich kommt kaum Hilfe aus dem Westen an im Norden

Zum Beispiel jene unglücklichen Menschen – Männer, Frauen, Kinder – die uns regelrecht einkesseln, kaum dass wir am Ortseingang von Aleppo anhalten und mit unserer Kamera aussteigen. „Seit fünf Tagen haben wir kein Wasser

mehr“, klagen sie in unsere Kamera. Alle stehen um Wasser an. Über eine breite Straße schiebt sich die Schlange langsam in Richtung einer Moschee. Sie hat den einzigen noch funktionierenden Wasserhahn in diesem Vorort von Aleppo, einen einzigen mit schwachem Strahl für tausende Menschen. Viele der Wartenden sind Kinder mit übergroßen Eimern und Töpfen, die sie, haben sie endlich die Wasserstelle erreicht, randvoll gefüllt kaum nachhause schleppen können, so schwer sind ihre Gefäße. Mittel selber Brunnen zu bohren haben sie nicht. Von revolutionärer Stimmung ist hier nichts zu spüren: „Die sollen mit dem Krieg aufhören“, hören wir immer wieder aber auch: „Assad ist ein Verbrecher, der sein eigenes Volk ins Unglück stürzt!“

Angesichts der Zerstörungen spielt die Frage nach der Ideologie eine immer geringere Rolle bei den Menschen. Sie nehmen Hilfe von jedem egal, ob das Geld aus Katar kommt, aus Saudi Arabien oder aus dem Westen. Allerdings lassen sich nur wenige Hilfsorganisationen aus Europa in dem Kampfgebiet blicken, aus gutem Grund. Nicht nur Reporter, die aus dem Norden Syriens berichten, leben gefährlich, das Risiko ist für jeden gleich, der sich längere Zeit dort aufhält. Es hat auch zugenommen. Immer wieder gibt es Berichte über Entführungen westlicher Helfer oder Syrer, die mit solchen zusammenarbeiten.

Aleppo ist eine Stadt in Auflösung, eine Stadt ohne Regierung und ohne Verwaltung. Kein Strom, kein Gas, kein Benzin, und wenn es davon etwas gibt, dann ist es für die meisten Menschen unerschwinglich. Fladenbrot, das Grundnahrungsmittel aller, kostet das Fünffache, eine Flasche Kochgas ist sogar zehnmal teurer als vor dem Krieg. Menschen verschulden sich, wohl wissend, dass sie das Geld nicht zurückzahlen können. Irgendwie müssen sie aber ihre Kinder ernähren, sagen sie. „Wir nehmen von jedem“, sagen sie. Nicht als Entschuldigung, eher als Anklage. Diebstähle nehmen zu, gelegentlich auch Überfälle, selbst Entführungen gehören immer häufiger zur Tagesordnung. Wer Geld hat oder auch nur im Verdacht steht welches zu haben, lebt in der Gefahr verschleppt zu werden. Die Entführer erpressen dann die Familie des Opfers. Das Lösegeld zu bezahlen, ist aber keine Garantie, dass diese Familie ihren Angehörigen wieder zurückbekommt.

Aleppo – eine Stadt, die sich selbst zerlegt, in den Assad-Teil und den Rebellenteil. Aber auch den haben die verschiedenen Rebellenmilizen unter sich aufgeteilt, und jede verteidigt ihren Stadtteil verbissen nicht nur gegen die Angriffe der Assad-Truppen. Immer wieder kommt es auch zu Schießereien zwischen ideologisch verfeindeten Rebellenbrigaden. Zwischen diesen selten klar erkennbaren Frontlinien versuchen Menschen zu überleben, die mit den Kriegsparteien am liebsten nichts zu tun hätten. Dieses Chaos haben die Islamisten als Chance erkannt und versuchen den Menschen so etwas wie das Gefühl von Ordnung zu vermitteln, eine Ordnung nach den Vorschriften des Korans, eine

Scharia-Ordnung. Fünf Scharia-Gerichte gab es bei unserem Besuch in der Stadt. Zu einem dieser Gerichte führte uns Anwar.

Abu Amar hieße er, sagt er, wahrscheinlich ist es aber sein Kampfname. Filmen lassen will er sich nicht: „Ich habe Familie auf der anderen Seite.“ Bleiben wir also bei Abu Amar, dem Mann mit dem schwarzen Kinnbart und einem Gewandt aus feinem schwarzen Tuch, der pluderigen Hose und dem Überkleid, das traditionsbewusste Religiöse gerne tragen. Er ist Chef dieses Scharia-Gerichts, ein freundlicher Mann, der sich Zeit nimmt, den westlichen Journalisten lächelnd das Regelwerk der syrischen Neuzeit zu erklären, ein bekennender Salafist, wie er selber zugibt. Spricht er also in Aleppo Recht wie zur Zeit des Propheten Mohammed mit all den harten Körperstrafen? Schließlich wollen die Salafisten zur Ordnung jener Zeit zurückkehren.

„Nein“, beruhigt er uns nachsichtig „in Kriegszeiten könne man nicht die ganze volle Härte des Gesetzes anwenden. Man muss Verständnis für die Menschen aufbringen und Nachsicht üben.“ Außerdem versucht das Gericht, Ordnung in das zivile Leben zu bringen. Es registriert Geburten und Sterben von Einwohnern der Stadt, es stellt Eigentumsurkunden aus und entscheidet in Streitfällen um Boden. Es ist mehr Schiedsstelle und Schlichtungsinstanz als Gericht, sucht Kompromisse, um Alltagskonflikt nicht eskalieren zu lassen. Die Bürger soll Vertrauen entwickeln in die neue Verwaltung.

„Zum ersten Mal müssen Syrer den Richter nicht bestechen, um ein gutes Urteil zu bekommen“, berichtet Abu Amar stolz, „zum ersten mal hören Richter überhaupt zu.“ Syrer, die wir in den Gängen des Gerichtsgebäudes befragen, bestätigen dies: „Früher mussten wir den Richtern Geld geben, heute bekommen wir Entscheidungen, ohne dass wir dafür bezahlen müssen.“ Die Islamisten geben den Menschen das Gefühl ernst genommen zu werden und scheinen ihnen zumindest in Aleppo einen Teil jener Würde zurückzugeben, die die Korruption unter Assad ihnen geraubt hatte.

„Wir nennen uns auch nicht Gericht sondern Legal Comitee, weil wir noch kein richtiges Gerichtsgebäude haben. Dieses Gebäude war nur ein Kulturzentrum“, erklärt Abu Amar etwas abfällig, als könne Recht nicht genauso gut in einem ehemaligen Kulturzentrum gesprochen werden. Auch verfügt das Gebäude über alles, was ein Gericht braucht, Gerichtssäle, Richter, Wächter, Archiv, sogar über ein eigenes Gefängnis.

„Und was ist mit der Scharia nach einem Sturz von Assad?“ Natürlich interessiert uns diese Frage.

„Dann kann es gut sein, dass wir die Scharia in ganz Syrien für alle Menschen einführen, so wie es unsere Tradition vorschreibt“, antwortet er etwas ausweichend. Auch für Christen und andere nichtislamische Gläubige soll sie gelten.

„Mit allen Konsequenzen dieser Vorschrift?“

„Ja wahrscheinlich. Das schreibt unsere Religion so vor. Aber wir werden sehen.“

Dann entschuldigt er sich bei uns, er müsse beten gehen. Es sei Zeit. Tatsächlich ruft im gleichen Augenblick der Muezzin, und alle Angestellten des Gerichts eilen in den improvisierten Gebetsraum im zweiten Stock des ehemaligen Kulturzentrums, darunter viele streng blickende Salafisten, deren Galabayas über den Fußknöcheln enden, so wie Prophet Mohamed angeblich die seine getragen haben soll. Das Scharia-Gericht scheint fest in ihrer Hand zu sein. Etliche arbeiten für die Hilfsorganisation „Al Shabab“, also „Jugend“, die versucht Familien in Not zu unterstützen. Ihre Gelder, so geben sie offen zu, kommen aus Kuwait. Die konservativen Golfstaaten dominieren die Hilfsprogramme in Aleppo und haben sich dadurch einen gewichtigen Einfluss auf die Menschen und die Politik der Stadt gesichert. Das bestätigen uns auch immer wieder normale Aleppiner.

Nach dem Gebet bekommen wir die Erlaubnis, an einem Gerichtsverfahren teilzunehmen, in einem kleinen Raum im Keller.

Abu Ibrahim gegen Abu Abdul. Der Fall scheint kaum der Rede wert zu sein, ist aber typisch für eine Stadt im Krieg. Abdul hat einen Ladenraum von Abu Ibrahim gemietet und kann die Miete nicht mehr zahlen.

Der Richter Ibrahim Idilbi lässt sich von beiden Seiten vortragen.

„Die Geschäfte gehen schlecht. Keiner hat mehr Geld, um einzukaufen, also nehme ich auch nichts ein. Ich kann daher keine Lebensmittel für meine Familie kaufen“, erklärt Abdul dem Richter verzweifelt.

„Und ich brauche das Geld aus dem gleichen Grund“, antwortet Abu Ibrahim. Man sieht ihm an, dass ihm sein Prozessgegner Leid tut. Aber er könne nicht anders, schließlich müsse auch er seine Familie ernähren.

Der Richter, ein gedrungener rundlicher Mann mit langem Bart und ausraierten Wangen, zögert nicht lange. Seine Entscheidung, mehr Schiedsspruch als Urteil: ein Monat Zahlungsaufschub. Dann müsse der Mieter allerdings zahlen. Wie? Das bleibt offen. Der Krieg wird dann sicherlich noch nicht vorbei sein. „Wir müssen nachsichtig sein mit den Menschen“, erklärt uns der Richter, „Assads Krieg ist an allem Schuld“. Auch daran, dass immer mehr gestohlen und eingebrochen wird, meint er.

Nach einigem Zögern ist Richter Idilbi bereit uns das Gefängnis des Gerichts zu zeigen, ein dunkler Kellerraum, in dem sechs Gefangene zusammen mit einem Geistlichen auf einem auf dem Boden ausgebreiteten Teppich sitzen. Dieser Kellerzelle – offensichtlich mehr ein religiös ausrichtendes Besserungs-Zentrum als ein mit der Scharia drohendes Strafgefängnis. Von Zucht und Vergeltung kaum etwas zu spüren. Der Imam predigt mit sanfter Stimme und redet seinen

Sündern ins Gewissen doch bitte ein gottgefälliges Leben zu führen. Die Sträflinge nicken einsichtsvoll und demonstrieren dem Kamerateam aus Europa ihre neue Frömmigkeit. „Wenn ich wieder draußen bin“, erklärt ein junger Syrer, der wegen Einbruch für zwei Monate hier einsitzen muss, „dann bete und faste ich nur noch.“ Er meint es ernst. Die Augen hat er schuldbewusst zu Boden gesenkt. Die Reue in Person. Als er fertig ist, schielt er zu seinem Imam. Der nickt ihm zufrieden zu: „Alles richtig gemacht!“

10. Podiumsdiskussion: „Die Verantwortung Westeuropas für die Christen im Nahen Osten“

Diskussionsteilnehmer(in):

Bischof Dr. Gebhard Fürst, Diözese Rottenburg-Stuttgart

Prälat Dr. Klaus Krämer, Präsident von missio Aachen

Volker Kauder, Vorsitzender der CDU/CSU-Bundestagsfraktion

Hartfrid Wolff, FDP-Fraktionsvorstand

Günter Gloser, Staatsminister für Europa a.D., SPD-Bundestagsfraktion

Mürvet Öztürk MdL, Bündnis 90/Die Grünen

Moderation: Klaus Barwig, Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Barwig: Unsere Podiumsdiskussion darf ich mit einer Frage beginnen, die wir uns gestellt haben, als wir die heutige Tagung geplant haben: Wie schätzen Sie die Perspektiven für politische, ethnische und religiöse Minderheiten ein angesichts der politischen Aufbrüche im Nahen Osten und in den nordafrikanischen Staaten, die als demokratische Aufbrüche gestartet waren. Was sind die Erkenntnisse der sich über zwei, drei Jahre erstreckenden Entwicklungen? Wird es für die Minderheiten, beispielweise für die Christen, die eine kleine Gruppe in diesen Ländern bilden, leichter, weiterhin am Staats-, am gesellschaftlichen Geschehen mitzuwirken oder wird es schwieriger?

Kauder: Die Frage lässt sich so pauschal nicht beantworten. Das hängt sehr von den einzelnen Ländern ab. Ich habe deshalb immer großen Wert darauf gelegt, dass wir – wenn wir über das Thema „Religionsfreiheit“ reden – möglichst viele Länderberichte voranstellen, um zu zeigen, dass es eben unterschiedliche Situationen gibt. Auch die Frage der Religionsfreiheit sowie die Fragen von Unterdrückung, Verfolgung, Stigmatisierung von Christen sind ganz unterschiedlich, je nach dem, wo man sich befindet.

In Ägypten war ich mehrfach, auch bevor die Revolution stattgefunden hat. Die dortigen koptischen Christen bezeichnen sich selber nicht als Minderheit, sondern sagen, sie seien Ägypter und hätten eben eine andere Religion als die Mehrheit der Ägypter. Für die Kopten ist die Situation nach einer Aufbruchphase mit wunderschönen emotionalen Eindrücken, gemeinsamen Gottesdiensten auf dem Tahrir-Platz viel schwieriger geworden. Das hängt natürlich auch mit den politischen Strukturen zusammen, mit dem Verfassungsprozess, der stattgefunden hat, bei dem die Christen schließlich die Verfassungskommission verlassen

haben. Der verstorbene koptische Papst Schenuda, der sich mit politischen Äußerungen öffentlich immer sehr zurückgehalten hat, sagte, dass die koptische Gemeinde schon irgendwie zurechtkomme. Der neue Papst Tawadros hat dagegen klar formuliert, er habe große Sorgen, dass sich Ägypten zu einem Staat entwickelt, in dem außer dem Islam andere Religionen kaum noch eine Chance hätten. Daher schätze ich die Situation der Christen in Ägypten im Augenblick auch als ausgesprochen schwierig ein. Wenn wir nicht immer wieder darauf hinwirken, dass Religionsfreiheit Bestandteil der demokratischen Entwicklung sein muss, könnte es dort für die Christen sehr schwierig werden.

Insgesamt sehe ich, wenn ich mir den Irak anschau – von Syrien kann man noch gar nicht viel sagen, was die Entwicklung angeht –, überall dort, wo die Aufbrüche stattgefunden haben, eher die Tendenz dahingehend, dass der Islam als Mehrheitsreligion andere Religionen nicht zulassen will. Ich war beispielsweise in Marokko, wo die Christen gesellschaftlich nicht in Erscheinung treten, weil sie mit 25.000 Gläubigen eine kleine Minderheit sind, und wo das Königshaus auch dafür sorgt, dass eine gewisse befriedete Situation besteht. Dort ist mir vom Religionsminister und anderen Politikern, die auch engen Kontakt zu Ägypten haben, klipp und klar gesagt worden, in einem Land könne nur jeweils eine Religion wirklich bestimmend sein, ansonsten sei eine friedliche Gesellschaft nicht möglich. In diesen Gesprächen ist auch gesagt worden, dass die Muslime die Christen und andere Religionsgemeinschaften als störend betrachten. Ich habe eine lange Diskussion mit dem Minister geführt, der auch bemerkenswerte Kenntnisse von uns in Europa hat, der deutlich gesagt hat, dass es in Ägypten sehr schwer werden wird. Die Religion müsse die Führung innehaben und die Politik habe sich um die Gesellschaft nicht zu kümmern, sie habe nur die sozialen Ausgleichsfunktionen sicherzustellen, aber den gesellschaftlichen Diskurs müsse eine Religion führen.

Wenn ich dies alles so zusammenfasse, mache ich mir Sorgen über die Entwicklung der Situation der Christen im Nahen Osten.

Barwig: Wir haben ja heute Morgen von Herrn Gehlen und von anderen das Thema „Reinheit“ eindrücklich erklärt bekommen am Beispiel Saudi-Arabiens. Die Frage lautet: Wie rein muss eine Gesellschaft auch in religiöser Hinsicht sein? Das knüpft an das an, was Sie, Herr Kauder, sagen. Und mit Saudi-Arabien als einem Land, das dieses Prinzip vertritt und nicht ganz unbeteiligt ist an dem, was in der Region geschieht – da geht meine Frage an Herrn Gloser: Welche Einwirkungsmöglichkeiten haben die westlichen Staaten eigentlich?

Gloser: Erst einmal bin ich dankbar, dass heute Morgen versucht worden ist zu differenzieren. Es ist manchmal so einfach, die Geschehnisse schwarz-weiß zu

malen. Eben hat Herr Kauder nochmals gesagt, wie unterschiedlich die Entwicklungen in den einzelnen Ländern sind. Eines möchte ich gerne noch ergänzen: Als die Aufbrüche in Tunesien und Ägypten begannen, zeigten die Nachrichtensendungen Landkarten der beiden Länder mit Flammensymbolen, verbunden mit der Spekulation, in welchen der benachbarten Ländern die nächste Revolte stattfinden. Aber mit Verzögerung wurde dazu erläutert, dass in Marokko eine andere Situation vorherrscht als in Tunesien. Und in Algerien wünschten sich viele Bürger ebenfalls Reformen, hatten aber Angst, es könnte eine negative Entwicklung wie zu Zeiten des Bürgerkrieges geben.

Ich unterscheide auch beim Thema "Christen". Die Christen, ob im Irak oder in Syrien, sind in einer Minderheit. Sie hatten und haben es nicht einfach neben religiösen Fundamentalisten in ihrer Heimat. Man muss aber auch wissen, welche Rolle die Christen in dem jeweiligen System des Landes einnahmen. Ich sage es, weil christliche Kirchen einen engen Draht zu den Regimen hatten und von diesen Regimen auch gegenüber anderen Gruppen im Land benutzt wurden.

Ich hatte jahrelang Kontakt zu syrischen Oppositionellen. Einen von ihnen kannte ich seit Ende der Neunziger Jahre. Häufig saß er im Kerker, weil er für Freiheitsrechte eingetreten ist. Wo waren eigentlich damals die Vertreter der christlichen Kirchen?

Und was Saudi-Arabien angeht, gibt es ja eine aktuelle Diskussion. Auch wenn der König eine Spur von Modernisierung zulässt, aber sonst keine Veränderungen im positiven Sinne erkennbar sind und wir, beziehungsweise die Bundesregierung, keine Skrupel haben, demnächst Waffen, zum Beispiel Panzer, zu liefern, verstehe ich dies nicht. In Syrien führen Saudi-Arabien und Katar mit dem Iran einen Stellvertreterkrieg. Zurückhaltung bei Waffenlieferungen wäre geboten. Mit Repräsentanten Saudi-Arabiens sollte vielmehr über Freiheitsrechte gesprochen werden. Ich verlange nicht, dass morgen schon sämtliche Grundfreiheiten gewährt werden, aber es wäre schön, wie es Herr Dr. Beck definiert hat, wenn zumindest ein Prozess eingeleitet würde, der bessere Verhältnisse mit sich bringen würde.

Barwig: Frau Öztürk, wie würden Sie das einschätzen: Wie kann man in diese Gesellschaften, in den Umbruch in diesen Staaten hineinwirken? Welche Möglichkeiten sehen Sie aus westlicher Sicht, auf die Sie ja noch einmal einen anderen Blick durch Ihre Arbeit im Europäischen Parlament hatten.

Öztürk: Erst einmal möchte ich festhalten, dass die Umbrüche in den arabischen Ländern viele Menschen hier in Europa und auch in Deutschland überrascht haben. Das wiederum hat mich überrascht, weil ich bis dahin immer den Eindruck hatte, dass wir eine enge Beziehung zu dieser Region pflegen und über die

Entwicklungen in den jeweiligen Ländern gut informiert sind. Sei es wirtschaftlich, sei es politisch, sei es aber auch, weil immer das Wort „Schutz der Christen im Nahen Osten“ in Deutschland sehr oft gebraucht wird. Ich hatte immer den Eindruck, dass man über die Pluralität in diesen Ländern Bescheid weiß. Aber auch, dass man darüber Bescheid weiß, dass es eben in den Ländern des Nahen Ostens Regimes gibt, die seit 30, 40 Jahren sowohl politische als auch religiöse Minderheiten in ihrer Meinungsfreiheit unterdrücken. Christen, aber auch andere religiöse Gruppierungen haben in diesen Ländern große Probleme gehabt, freiheitlich-demokratisch zu leben. Eine junge Generation die modern, politisch aufgeklärt ist, war zunehmend mit dieser Situation unzufrieden. Als dann die Menschen auf die Straßen gingen und einen Umbruch eingeleitet haben, standen die meisten Journalistinnen und Journalisten verwundert vor diesen Ereignissen und sagten mir, dass sie mit so einer mutigen jungen westlich-orientierten Generation nicht gerechnet hätten. Als ich in dieser Zeit in Deutschland mit erstaunten Journalisten darüber diskutierte, dass in Ägypten Mubarak schon seit langem von seiner eigenen Bevölkerung nicht mehr unterstützt wird, dass Ben Ali in Tunesien tyrannisch herrscht und dass Baschar al-Assad in Syrien kein demokratischer Staatsmann ist und dass die Umbrüche hier mit sehr großem Erstaunen beobachtet worden sind, hat mir dies wiederum gezeigt, dass einige Medienmacher und damit wohl eine breite Öffentlichkeit diese Länder überhaupt nicht kennen oder zumindest ein Großteil unserer Gesellschaft nicht ausreichend über die Lage der Region des Nahen Ostens informiert ist. Den geringen Einblick – um nicht zu sagen, das Desinteresse an den Ländern des Nahen Ostens erachte ich als einen Fehler. Es ist unsere Aufgabe als politisch interessierte Menschen hier in Europa, uns auch mit der Geschichte, der Tradition und der aktuellen politischen Entwicklung in diesen Ländern differenziert auseinander zu setzen. Hätte man dies gemacht, dann wäre man über die Proteste der Bevölkerung gegen die Regimes nicht überrascht gewesen. Jetzt fragen wir uns, wie man die demokratischen Kräfte in dieser Umbruchsituation unterstützen kann: Wir haben hier in Deutschland und auch in Europa viele demokratisch orientierte Menschen, die aktiv sind und einen sogenannten Migrationshintergrund haben, die wiederum einen ganz engen Bezug zu diesen Ländern besitzen.

Sei es ein Wissenschaftler wie z.B. Omar Kamil, der sowohl in Ägypten als auch in Deutschland verwurzelt ist, seien es weitere Akteure, die in der Politik, in Kunst und Kultur unterwegs sind, die die arabischen Länder ausreichend kennen, dort studiert haben und jetzt in Deutschland leben, seien es die sogenannten jungen Menschen mit Migrationshintergrund, über die wir hier ja oft beim Thema „Migration-Integration“ diskutieren: Das sind alles Akteure, die längst eine europäische Demokratie und orientalische Tradition miteinander verwoben haben. Hoch gebildete und aufgeschlossene, demokratisch orientierte Menschen, die

Demokratie und Tradition oder Religion friedlich miteinander vereinbart haben und hier in Deutschland gesellschaftlich aktiv und erfolgreich leben. Das sind Menschen, die eine Art Vorbildfunktion haben, und in diesen Ländern durchaus Gehör finden, weil sie diesen Gedanken des „modernen Orientalen“ oder des „modernen Muslim“ erfolgreich vorleben. Sie zeigen uns, wie Religionsfreiheit in Europa praktiziert wird, warum Pluralität und Vielfalt zur Stärke Europas gehören. Diese Vorbilder, die ihre Religion hier für sich friedlich leben und die Pluralität kennen, wertschätzen, dass man eben mit diesen Vorbildern, mit diesen Menschen viel in den Ländern, zu denen sie einen Bezug haben, auch gesellschaftlich bewegen könnte. Allerdings haben wir noch keine Idee davon, wie man diese Brückenbauer einbinden und den Dialog praktisch realisieren kann. Stattdessen versucht man eher die Konflikte zwischen Christen und Muslimen zu thematisieren und aufrecht zu erhalten. Ich kann nur sagen: In Ägypten leiden zur Zeit nicht nur Kopten unter der aktuellen Situation. Viele junge Menschen – auch mit muslimischem Hintergrund – verlassen seit Jahren das Land. Auch in Syrien sind seit Jahren viele Menschen aus dem Land geflüchtet, weil dort keine freiheitlich-demokratischen Lebensverhältnisse existieren. In diesen Ländern leben auch Demokraten, die den Islam nicht traditionell-konservativ auslegen wollen, sondern Tradition und Moderne miteinander verbinden: Frauen, die kein Kopftuch tragen, Frauen, die kurze Röcke tragen, Männer, die homosexuell sind, andere Paare, die eben religionsübergreifend einander geheiratet und Kinder haben. Von daher ist es für mich wichtig, Demokratie, Freiheit und Pluralität hochzuhalten und nicht den Konflikt an der Linie der Religionen Christentum-Islam zu definieren, denn damit würden wir historische Fehler wiederholen, die ich eigentlich als eine in Deutschland geborene und aufgewachsene „Öztürk“ nicht mehr wiederholen möchte.

Barwig: Wir sehen Millionen Flüchtlinge, die aus dem Irak vertrieben wurden und in den Nachbarstaaten temporär Unterkunft gefunden haben. Es ist von 2.500 Menschen die Rede. Und wir haben heute Morgen schon gehört, dass wohl mit Verdrängungsprozessen zu rechnen ist und die Nachbarländer, wie z. B. Jordanien, eine Anzahl von Flüchtlingen, wie berichtet wurde, aufzunehmen haben oder aufgenommen haben, die, wenn wir es in Deutschland umrechnen, proportional bei etwa 50 Millionen liegen würde. Ich möchte Sie, Herr Wolff, fragen, die Sie sich ja mit diesen Fragen auch innenpolitisch und flüchtlingsrechtlich befassen, was ist eigentlich zu tun, dass diese Nachbarstaaten nicht sehenden Auges in eine völlige Destabilisierung geraten? Gibt es hier für den Westen überhaupt reale Möglichkeiten zu helfen oder muss man hier zuschauen, wie sich es entwickelt – relativ hilflos.

Wolff: Also zunächst einmal: Zuschauen geht gar nicht. Was mir wichtig ist, sind im Prinzip drei Punkte, die auch auf das zurückkommen, was Volker Kauder sagte. Im Hinblick darauf, wie man unterschiedliche Minderheiten schützen soll, ist die Frage wichtig, wie die Staatsform vor Ort ist und damit, wer die Ansprechpartner sind, und wie man entsprechend mit den jeweiligen Ländern umgeht. Pauschalieren hilft gar nicht. Ägypten ist komplett anders strukturiert als Tunesien, als Syrien – man kann nicht alle über einen Kamm scheren. Die Fragen der Staatsform, die Frage der Umgangsform und der jeweiligen Entwicklung sind sehr unterschiedlich, auch im Hinblick auf die Religionen. Denn wenn die Religion ein Teil der Machtpolitik des herrschenden Apparates ist, wie es in Saudi-Arabien deutlich der Fall ist, dann gibt es nur eine ganz geringe Toleranz gegenüber Andersgläubigen, egal welcher Art.

Insofern ist einer der entscheidenden Punkte, die wir umsetzen müssen, folgender: Vororthilfe heißt Entwicklungszusammenarbeit stärken, d.h. ganz bewusst massiv in die Bereiche der Bildung, auch der dualen Ausbildung zu investieren, sowie des demokratischen Diskurses. Das sind Themen, die jetzt stark über die Europäische Union, aber auch von der Bundesregierung bei den Mittelmeeranrainerstaaten vorangetrieben worden sind. Das ist verhältnismäßig schwierig, aber eine der wenigen Möglichkeiten, wo wir tatsächlich die Möglichkeit haben mitzugestalten.

Entscheidend ist eine zweite Frage: Wie geht man individuell mit den verschiedenen Ländern um? Da gibt es natürlich, zum Beispiel in Syrien, die Situation, dass wir als Europäer viel stärker überlegen müssen, wie wir Einfluss nehmen und außenpolitisch agieren wollen. Ich halte es für einen Fehler, dass Frankreich und Großbritannien eine Unterstützung der syrischen Opposition mit Waffen vorantreiben möchten, gerade wenn es darum geht, Minderheiten, auch religiöse Minderheiten, vor Ort besser schützen zu können. Wenn man davon ausgeht, dass es in Syrien Assad nicht mehr so lange geben sollte, dann ist natürlich die entscheidende Frage, wie man hinterher auch einen geordneten Prozess organisieren kann. Da sind Waffen meist nicht automatisch die besten Antworten. Insofern ist die Frage, wie sich die Europäische Union in Richtung Mittlerer Osten, Naher Osten tatsächlich aufstellt, ganz entscheidend und da ist außenpolitisch noch sehr viel zu tun.

Das Dritte ist für mich die Frage, wie man vor Ort stabilisierende Maßnahmen ergreifen kann. Ich halte es für richtig, dass man deutlich darauf zielt, eine Unterstützung vor Ort zu organisieren. Die Bundesrepublik Deutschland beispielsweise ist, was die Unterstützung von Syrien-Anrainerstaaten angeht, mit etwa 100 Mio. Euro der zweitstärkste Geber weltweit. Darüber hinaus ist es aus meiner Sicht richtig, dass die Bundesregierung gesagt hat, wir wollen – übrigens erstmals in der Geschichte der Bundesrepublik – 5.000 Flüchtlinge über eine Umsiedlung

nach Deutschland holen. Es ist richtig, einerseits dieses zu tun und dadurch auch ein Signal zu setzen. Andererseits sage ich aber auch, wenn die zukünftige Stabilisierung der Region ein wesentliches Ziel darstellt, ist sicherzustellen, dass das entsprechende Know-how für den Wiederaufbau vorhanden ist und damit die entsprechenden Personen vor Ort sind. Gerade die Personen, die in Syrien oder in den Anrainerstaaten von Syrien leben, die auch dort bleiben möchten, müssen auch die Möglichkeit haben, dort zu überleben. Dementsprechend ist das Engagement vor Ort entscheidend, um einen Wiederaufbau, zum Beispiel in Syrien zu gewährleisten. Natürlich sind in Jordanien, was die Irakflüchtlinge, auch die christlichen Flüchtlinge aus dem Irak, angeht, die Herausforderungen sehr groß.

Barwig: Wenn wir die innenpolitische Seite betrachten, ist mit dem vereinbarten Kontingent für 5.000 syrische Flüchtlinge ein erster Anfang in Deutschland gemacht. Es war ja mit 2.500 Flüchtlingen aus den Nachbarregionen des Irak bereits 2009 eine erste Kontingentlösung beschlossen und umgesetzt worden. Die Asylrechtsprechung und insbesondere die Anerkennungspraxis des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge zeigen, dass Christen aus dem Irak konkret als verfolgte Gruppe im Rahmen von Gruppenverfolgung definiert werden. Herr Kauder, ist das ein Tropfen auf den heißen Stein oder muss man aufpassen, dass nicht die falschen Signale durch zuviel Aufnahme erfolgen? Ich erinnere mich noch ganz gut, als wir 1986 das erste Mal mit einer Gruppe der Evangelischen Akademie Bad Boll im Südosten der Türkei waren, sind wir vom Abt des Klosters Mar Gabriel mit den Worten begrüßt worden: „Ihr seid schuld, ihr westlichen Kirchen, dass unsere syrisch-orthodoxe Kirche im Tur Abdin stirbt. Hättet ihr keine solche Überdehnung eures Asylrechts, dann würden uns die Menschen nicht davonlaufen.“ Wie entgeht man dem Dilemma „Bleiben oder Gehen“? Und sehen Sie Rückkehrperspektiven für religiöse Minderheiten im Irak in absehbarer Zeit oder muss man damit rechnen: Wer weg ist, kehrt nicht mehr zurück?

Kauder: Zunächst einmal muss ich sagen, dass dies ein klassisches politisch-menschliches Dilemma ist. Wie in allen Dilemmata gibt es keinen Königsweg. Wenn man als handelnder Politiker in diesem Dilemma steht, fühlt man sich nicht gut, um das einmal klar zu formulieren. Weil man ganz genau weiß, was man macht, ist es mindestens zur Hälfte falsch und zur Hälfte richtig. Aber völlig richtig kann das Handeln nie sein. Die einen, der chaldäisch-katholische Bischof von Bagdad, sagt mir: „Wenn ihr so weiter macht, wird das Ziel erreicht, christenfreie Zonen im Nahen Osten zu bekommen.“ Auf der anderen Seite sagen mir Väter und Mütter, die ich in Deutschland zu Besuch hatte: „Sie können von uns nicht verlangen, dass wir bleiben. Das können Sie nicht.“ Und weiter:

„Tauschen wir mal, wir kommen einmal ein Jahr dorthin, wo Sie wohnen und Sie gehen mal ein Jahr in meine Heimat und dann fragen wir uns gegenseitig, ob jeder in seiner Situation so bleiben will.“ Das Ergebnis, so haben sie gesagt, wird folgendes sein: „Wir wollen bleiben, Sie aber nicht.“ Und das ist der entscheidende Punkt: Die Menschen sehen keine Perspektive für ihre Kinder. Den Satz, den meine Eltern, Flüchtlinge nach dem Zweiten Weltkrieg, gesagt haben: „Wir wollen, dass es unsere Kinder einmal besser haben als wir“ – ein klassischer Satz der Aufbaugeneration – den sagen sie dort auch: „Wir wollen auf jeden Fall, dass unsere Kinder nicht um Leib und Leben fürchten müssen.“ Und in dieser Situation ist man nun. Auf der einen Seite vor Ort zu helfen, dass Bleibemöglichkeiten bestehen, aber auf der anderen Seite die Flüchtlinge auch zu unterstützen. Ich hätte große Probleme, aktiv Programme zu entwickeln, nach dem Motto: Jetzt beginnen wir mit der Evakuierung von Christen aus dem Nahen Osten. Im Übrigen dürfte das der Staat auch gar nicht machen, denn unsere Politik richtet sich nicht an Christen, sondern an verfolgte Menschen – von daher ein klassisches Dilemma. Deswegen rate ich, das eine zu tun und das andere nicht zu lassen.

Da wir die Situation von Land zu Land unterschiedlich betrachten müssen, möchte ich am Beispiel des Irak gerne folgendes deutlich machen: Im Irak sind viele Christen in den Nordosten des Landes gezogen. Dort leben sie in dem Landesteil, den die Kurden beherrschen und die Kurden unterstützen die Christen, welche uns sagen, dass es mit den Kurden – da werden sie ganz euphorisch – ganz hervorragend sei und dort könne es tatsächlich Bleibeperspektiven geben. Es ist bekannt – das schätzen die Kurden sehr und sagen es uns auch – dass die Christen besonders gut in den Bereichen Bildung, Erziehung, Kinderbetreuung und im Gesundheitswesen sind. Wenn sie nun in jedem Dorf im Nordosten des Iraks Krankenstationen aufbauen, die sie allen zur Verfügung stellen, haben sie etwas Außergewöhnliches geleistet. Das ist gut für alle Beteiligten und dafür kann man dann auch Geld zur Verfügung stellen.

Das Drama ist allerdings, dass die Menschen bleiben, die nicht so stark sind – finanziell, mental, körperlich – und die, die besonders stark sind, die bauen auch keine Krankenstation im Irak auf, sondern die verlassen das Land und ziehen möglichst ihre ganze Familie nach. Deswegen findet sich unter denen, die gehen und die zu uns kommen, eben auch kein Querschnitt der Bevölkerung. Das ist oftmals eine Elitenauswahl. Damit habe ich große Probleme und fühle mich in diesen Situationen immer hin- und hergerissen. Hinzu kommt, das will und muss ich auch sagen, die Unterstützung vor Ort, zum Beispiel in Ägypten. Wenn der Ausdruck „mit westlicher Unterstützung“ benutzt wird, wird diese Aussage schwierig, weil das oft mit US-amerikanischer Unterstützung gleichgesetzt wird – und die ist nicht besonders beliebt. Deshalb versuche ich, wenn ich unterwegs

bin, Unterstützung klar auf ein deutsches Engagement zu beziehen und nicht auf ein westliches oder auf ein europäisches, das manchmal ebenfalls mit negativen Assoziationen verbunden ist. Ich finde, der Weg, den wir jetzt gehen mit dem Resettlement und der Aufnahme von Flüchtlingen, ist ganz bemerkenswert. Aber jetzt sage ich Ihnen auch, dass ich kürzlich mit den Bischöfen von Aleppo telefoniert habe, die jetzt entführt worden sind. Sie haben mir gesagt: „Herr Kauder, mit jeder Botschaft, dass Deutschland nochmals 5.000 Flüchtlinge aufnimmt, erlahmt der Wille, hier zu bleiben. Vielmehr keimt die Hoffnung, wir könnten bei den nächsten 5.000 sein.“ Das ist menschlich verständlich – und trotzdem muss Hilfe geboten werden.

Öztürk: Darf ich da ein bisschen Wasser in den Wein gießen? Als Landtagsabgeordnete in Hessen sitze ich als Obfrau sowohl im Petitionsausschuss als auch in der Härtefallkommission – das sind genau die Ausschüsse, die eben mit Flüchtlingen, mit Bleiberechtsfragen von Menschen zu tun haben, die seit Jahren in unserem Land leben und gerne bleiben wollen. Ich habe im Jahre 2010 einen Antrag in den Hessischen Landtag eingebracht, wo wir GRÜNE gefordert haben, ein Abschiebestopp für Syrer zu erlassen, und die Landesregierung sollte sich dafür einsetzen, dass aus humanitären Gründen Syrerinnen und Syrer, die seit Jahren in Deutschland Geduldete sind, eine Aufenthaltserlaubnis erhalten. Wir haben gefordert, dass die Bundesregierung das Rücknahmeabkommen, das Deutschland immer noch mit Syrien hat, aufkündigt. Syrien galt nämlich als sicheres Land, in das man Flüchtlinge abschieben könne, obwohl die Unruhen dort schon spürbar waren, obwohl Flüchtlingsorganisationen von schweren Misshandlungen von abgeschobenen Personen berichteten, die in Deutschland keinen Asylstatus anerkannt bekommen haben. All diese kleinen und bescheidenen Versuche, darauf aufmerksam zu machen, dass die Verhältnisse in Syrien sehr problematisch sind, wurden von der Landesregierung einfach ignoriert. Wir haben übrigens auch für den Irak oder für Afghanistan ein Abschiebestopp gefordert, weil die Situationen vor Ort humanitär unzumutbar sind. Dieser von mir eingebrachte Antrag zu Syrien wurde im Jahre 2010 abgelehnt. Und wenn wir jetzt darüber reden und sagen: Wir haben keinen Königsweg im Syrienkonflikt, dann stimmt das zwar! Es gibt auch keinen Königsweg, bei dem eine Partei alleine sich rausnehmen kann zu sagen, man hätte da den richtigen Weg gefunden. Aber wir sollten schon ehrlich miteinander sein und nicht die bescheidenen Versuche der Opposition oder in diesem konkreten Falle der Grünen verschweigen, die versucht haben, auf die Situation in Syrien differenziert hinzuweisen, und die versucht haben wenigstens den Syrer, die seit Jahren bei uns in Deutschland einen geduldeten Status haben, endlich einen sichern Aufenthalt zu geben. Soviel Zeit für die Wahrheit sollte schon sein. Das dürfen wir schon fordern.

Jetzt stehen wir aktuell vor der Situation, dass beispielsweise syrische Familien, die in Deutschland leben, Akademiker sind, einen sicheren Aufenthalt haben oder gar deutsche Staatsbürger sind, sowohl mich als Landtagsabgeordnete und auch bestimmt Sie als Bundestagsabgeordneten anfragen: „Wir möchten gerne unsere Familien hierher nach Deutschland holen und wir haben auch genug Wohnraum“. Es gibt aber rechtlich keine Möglichkeiten für diese Menschen, ihre Familienangehörige nach Deutschland zu holen, auch wenn sie eine Verpflichtungserklärung unterschreiben. Familienangehörige im weiteren Sinn, es ist nicht die Kernfamilie gemeint, sondern es sind Tanten, Onkel, Cousins oder Cousins gemeint, die sie gerne zu ihnen nach Deutschland holen wollen. Den Nachzug der Familienangehörigen zweiten und dritten Grades rechtlich zu ermöglichen, wäre eine ganz pragmatische Lösung, die die Bundesregierung gehen könnte. Was die Kontingenzflüchtlinge betrifft: Die Aufnahme von 5.000 Kontingenzflüchtlingen ist zu begrüßen, doch das ist etwas, was der UNHCR uns schon seit Jahren ins Stammbuch schreibt und kritisiert: wir als starkes Land in Europa haben eine große Verantwortung, der wir nicht gerecht werden. Wir dürfen uns aus humanitärer Sicht nicht mit der Aufnahme von 5.000 Kontingenzflüchtlingen zufrieden geben. Wir sollten im Grunde innerhalb Europas dafür werben, dass viel mehr anerkannte Flüchtlinge in Europa aufgenommen werden, dass ihnen eine Möglichkeit gegeben wird, eine sichere und stabile Zukunft für sich aufzubauen. Dies können und dürfen wir nicht an der Religionszugehörigkeit festmachen, sondern an der humanitären Situation der Menschen selbst, weil sowohl die Christen als auch Muslime oder nicht-religiöse Familien aus Syrien flüchten. Wir haben in Deutschland die Situation, dass wir in den Petitionsausschüssen und in der Härtefallkommission als Abgeordnete versuchen über Einzelfallentscheidungen Wege und Möglichkeiten zu finden, diesen nach Deutschland geflüchteten Menschen aus Syrien ein Bleiberecht zu ermöglichen. Da wünsche ich mir von der Bundesebene ein bisschen mehr Unterstützung und pragmatische Lösungen, zumindest wenn es einmal um den humanitären Aufenthalt von lang geduldeten Menschen aus Syrien geht – ebenso wie in der Frage des Familiennachzugs von Familienmitgliedern zweiten und dritten Grades, die bereit sind, ihre Angehörigen bei sich in Deutschland aufzunehmen. Ich glaube, da könnten wir mehr machen als wir es bisher gemacht haben und innerhalb Europas auch mehr dafür werben, als wir das als Deutschland bislang tun.

Wolff: Man muss dabei aber auch Folgendes sehen: Zum einen ist es zum ersten Mal in dieser Legislaturperiode durch eine bundesgesetzliche Regelung zu einem Bleiberecht für Kinder und Jugendliche gekommen. Zum anderen hatten die Länder es sogar in der Hand, selbst tätig zu werden. Insofern ist der Zeigefinger in Richtung Bund unangebracht. Ein weiterer Punkt ist: Wir haben den Fami-

liennachzug gerade für Syrer seit 2011 deutlich vereinfacht. Die Botschaften sind seitdem angewiesen, Spracherwerbsvisa und nicht Familiennachzugsvisa zu erteilen. Darüber hinaus sind wir auf europäischer Ebene gerade dabei, die Qualifikationsrichtlinie umzusetzen, so dass auf europäischer Ebene ein einheitliches Vorgehen beim Familiennachzug gewährleistet ist. Und schließlich wird es auf europäischer Ebene – und das ist für mich übrigens der entscheidende Ansatz – eine entsprechende Initiative im Rahmen des Flüchtlingsrechts geben, wo wir natürlich noch nachjustieren müssen. Aber auch da ist die Entwicklung sehr weit fortgeschritten. Wir haben auf Bundesebene im humanitären Aufenthalts- und Bleiberecht in dieser Legislaturperiode sehr viel geschaffen und wenn es um Rückführung geht, kann ich auch nur sagen: Liebe Länder, da habt ihr noch eine ganze Menge an Hausaufgaben zu erledigen.

Kauder: Leider muss ich da sagen, dass wir genau dieselben Fragen haben, die Herr Wolff anspricht. Was ist noch zu tun, auch in Ländern, wo „Rot“ und „Grün“ schon lange regieren?

Wolff: So deutlich wollte ich das gar nicht gesagt haben, aber Herr Kauder hat Recht.

Kauder: Ich will es nicht sagen, aber ich muss es sagen: Wir haben eine große Gemeinde orthodoxer Christen in Nordrhein-Westfalen. Von dort kommen sehr viel Anfragen an mich, von denen ich sage, das könnte man vor Ort regeln. Es ist schon etwas befremdlich, wenn dann die Länder die Bundesebene bemühen, obwohl sie entsprechende Möglichkeiten hätten. Zum Familiennachzug will ich nur einen Satz sagen: Das ist ein ganz schwieriges Feld, auf dem ich selber immer auch zurückhaltend bin. Wir können eben nicht den Weg gehen, dass die, die schon da sind, die vorhandenen Kontingentmöglichkeiten für sich ausschöpfen und „bis in die entferntesten Winkel“ ihre Familienangehörige nachholen. Ich bin eher der Meinung, dass wir auch viele junge Menschen hier aufnehmen sollten und dafür die Möglichkeiten schaffen müssen. Also: Familienzusammenführung im engeren Bereich ja, aber nicht auf die Art und Weise, dass Großfamilien, die schon hier sind, Dinge für sich in Anspruch nehmen, die andere, die noch in der Türkei sind, nicht in Anspruch nehmen können. Das ist eine sehr schwierige Sache. Auf einen Punkt möchte ich noch hinweisen: Ich habe manche Diskussionen mit meinen türkischen Gesprächspartnern, auch türkischen Freunden, über die Situation von Christen in der Türkei geführt. Was die Türkei in der Flüchtlingsaufnahmepolitik leistet, das ist unglaublich, das ist vorbildlich. Dies muss bei aller Kritik an der Türkei auch mal gesagt werden. Es wird gar nicht groß davon geredet, sondern einfach gemacht. Das hat meinen größten Respekt.

Gloser: Vielleicht trage ich mehr zur Unübersichtlichkeit bei. Ich habe es selten in meiner mittlerweile 19jährigen Parlamentszeit erlebt, dass alle Kolleginnen und Kollegen in einem Ausschuss, hier dem Auswärtigen Ausschuss von CDU/CSU, FDP, Die Linke, Bündnis90/Die Grünen und die SPD, einen Vorschlag des Ausschussvorsitzenden Rupprecht Polenz im vergangenen November uneingeschränkt unterstützten. Er regte an, dass in Deutschland lebende syrische Familien Verwandte, welche in Flüchtlingslagern leben, unter erleichterten Bedingungen aufnehmen können.

Ich bin froh darüber, dass wir jetzt bei einer Zahl von 5.000 Flüchtlingen sind, die wir aufnehmen wollen. Ich bin aber dagegen, dass wir nur Christen aufnehmen. Ich fühle mich darin bestätigt durch ein Gespräch mit beiden Kirchen in Berlin, dem Katholischen Büro sowie dem Bevollmächtigten der Evangelischen Kirche. Beide wollen den im Hinblick auf irakische Flüchtlinge gemachten Fehler nicht wiederholen.

Vielleicht nur zwei Beispiele. Ich war im Februar im Libanon. Also gemessen an der damaligen Zahl der Flüchtlinge im Libanon im Verhältnis zur Einwohnerzahl, müsste Deutschland eigentlich drei Millionen Flüchtlinge aufnehmen. Oder das andere Beispiel: Was ist in Tunesien passiert? Während des Bürgerkrieges im benachbarten Libyen nahm das zehnte Millionen Einwohner zählende Land fast eine Million Flüchtlinge auf. Und wir Europäer? Wir streiten mit dem nicht mehr im Amt befindlichen italienischen Regierungschef über die Aufnahme von 15.000 Flüchtlingen aus Lampedusa. Ich räume ein: Die Bundesrepublik Deutschland steht im Vergleich zu anderen europäischen Ländern bei der Aufnahme nicht schlecht da. Das muss Kolleginnen und Kollegen aus anderen Ländern auch deutlich gemacht werden. Aber worauf will ich hinaus? Ich werbe für eine europäische Flüchtlingspolitik, welche auf jeden Fall effektiver und schneller handelt als in den letzten Monaten. Bis die Erkundungsmissionen mit Blick auf die Aufnahme der 5.000 Flüchtlinge aus Syrien abgeschlossen sind, wird es vermutlich Juni sein. Von der Idee bis zur Umsetzung vergehen 9 Monate, obwohl es doch um das Schicksal von Menschen geht.

Kauder: Wir bringen Flüchtlinge allerdings auch nicht in provisorischen Zelten unter. Das muss man auch sehen. Die Flüchtlinge müssen, wenn sie kommen, eine gute Situation vorfinden. Ich habe selber Flüchtlinge untergebracht, als ich noch im Landkreis dafür zuständig war. Von einem Tag auf den anderen geht das nicht. Da kann ich keine Zelte vom Roten Kreuz aufstellen, sondern ich muss das schon so organisieren, dass uns später nicht vorgeworfen wird, in welcher miserablen Situation sich die Flüchtlinge befinden. Daher benötigen wir schon ein bisschen Zeit.

Barwig: Man braucht auch Erfahrung. Deutschland hat mit der Aufnahme der 2.500 Flüchtlinge aus dem Irak Neuland betreten. Das Bundesamt war erstmals in dieser Weise direkt im Ausland tätig und die Verwaltungsbeamtinnen und -beamten mussten sich mit all den verschiedenen beteiligten Institutionen, mit allen verschiedenen Interessen auseinandersetzen. Ich wollte gerade noch einmal nachfragen, Herr Gloser: Wie wählt man die Menschen aus, die man aufnehmen will, wenn die Flüchtlingszahl um ein Vielfaches höher ist als das deutsche Aufnahme-Kontingent von 5.000. Ist es zulässig und angemessen, wenn man bestimmte Bevölkerungsgruppen – natürlich unter der UNHCR-Definition „most vulnerable persons“ – mit schlechteren oder überhaupt keinen Rückkehrperspektiven stärker berücksichtigt, also die Christen, die Yeziden und die Mandäer? Ist so etwas legitim oder muss man da nach Bevölkerungsproporz auswählen?

Gloser: Das Entscheidende ist die Schutzbedürftigkeit des Individuums, wobei ich ganz klar sagen muss: man kann nicht alle über einen Kamm scheren. Man muss die Situation vor Ort sehen, auch durchaus den Verfolgungsstatus von Christen, von religiösen Minderheiten und insofern ist das ein wesentlicher Gesichtspunkt, aber eben nicht der einzige.

Öztürk: Dem würde ich zustimmen und ich würde noch einmal auf einen Aspekt hinweisen: jetzt haben wir ja gerade über die Kontingentfrage gesprochen und darüber, wie wir damit umgehen, wenn Menschen in Notsituationen sind und humanitäre Hilfe brauchen und wie wir das mit unseren rechtlichen Möglichkeiten vereinbaren können.

Ich bin dafür, dass man beispielsweise in Syrien, so wie die Situation sich zuspitzt, Ad-hoc-Lösungen finden muss, weil dort vor Ort Familien in ganz schwierigen Situationen sind. Ich würde gerne die syrische Flüchtlingsfrage, die Frage des Familiennachzugs, im Falle von Familien, die in Deutschland leben und ihre Angehörigen aufnehmen wollen und dazu auch wirtschaftlich in der Lage sind, losgelöst von der Kontingentfrage diskutieren, denn ich glaube dass wir politisch einfach auf unterschiedlichen Ebenen arbeiten müssen. Die einen sind zuständig dafür, dass sie in humanitären Fragen ihrer Verantwortung gerecht werden, den Menschen einen legalen Weg der Einwanderung nach Deutschland zu eröffnen und ihnen dann auch einen legalen Status für die Zeit ihres Aufenthaltes in Europa zu gewähren. Die anderen sind von mir aus politisch, außenpolitisch dazu in der Pflicht, Strategien und Lösungen zu entwickeln, wie man instabile Länder, die Krisensituationen erleben – zum Beispiel Syrien – langfristig stabilisieren und eine politische-demokratische Perspektive aufbauen kann, damit die Flüchtlinge irgendwann mal wieder in ihre Heimat zurückkehren können. Denn niemand, der aus seinem Land flüchten muss, sei es ein Christ,

oder ein Sunnit, sei es ein Druse oder ein Alawit, um Syrien als Beispiel zu nehmen, ist wirklich glücklich darüber oder auch auf die Dauer glücklich über sein Leben in der „Diaspora“. Die meisten Menschen wollen zurück in ihr Land, wo ihre Religionen und Kulturen, wo ihre Vorfahren seit Jahrtausenden friedlich miteinander gelebt haben. Daher müssten wir die Flüchtlingsfrage viel pragmatischer und aufgrund der Situation, wie sie vor Ort ist, lösen. Die Aufnahme von 5.000 Kontingentflüchtlinge ist sehr gut, aber den Familiennachzug würde ich nicht mit dem Kontingent vermischen. Ich würde mir wünschen, dass die bundespolitische Strategie auch eine diplomatische Überlegung beinhaltet, wie eine zivile Krisenprävention betrieben werden kann, wie die betroffenen Länder langfristig stabilisiert werden können und wie man wirklich Rückkehrperspektiven für Flüchtlinge entwickeln kann. Zu sehr sind politische Beziehungen auf die Wirtschaft fokussiert. Das ist meiner Meinung nach unzureichend und zu kurz gedacht. Von daher brauchen wir einen neuen Weg, einen Perspektivwechsel unserer Außenpolitik, die stärker auf zivile Krisenprävention setzen muss.

Kauder: Darf ich einen Satz dazu sagen, damit da jetzt auch eine inhaltliche Botschaft aus dem Plädoyer von der Frau Öztürk erwächst.

Mit dem Thema „Familienzusammenführung“ vor allem von Syrern bin ich seit einiger Zeit intensiv befasst, denn es gibt fast niemanden, der nicht in seinem Wahlkreis hochintelligente Syrer hat, meistens Ärzte, die schon seit Jahren in Deutschland leben. Deren Kinder wollen gar nicht mehr nach Syrien zurück, sondern sie sagen, wir sind Deutsche, wir wollen hier bleiben. Unter ihnen gibt es sehr viele, die natürlich noch Geschwister in Syrien haben, weswegen wir auch überlegen müssen, ob wir diesen helfen können. Es sind in der Regel, um das auch gleich zu sagen, syrisch-orthodoxe Christen. Ich will dann nachher nicht den Vorwurf hören, wir würden jetzt besonders Christen aufnehmen, wenn man die Familienzusammenführung bevorzugt. Ich habe mit Bundesinnenminister Friedrich über das Thema gesprochen. Ich würde jetzt vorsichtig formulieren, dass wir die Familienzusammenführung mehr fördern könnten, ohne das jetzt mit der Frage der Kontingentflüchtlinge zu vermischen. Familienzusammenführung ist in dieser Hinsicht nicht ganz einfach, weil der Art. 6 des Grundgesetzes, wie Sie wissen, die Kernfamilie betrifft und nicht die Großfamilie. Darüber könnten wir intensiver miteinander reden.

Sie können davon ausgehen, dass – nicht auf meiner Ebene, aber auf einer anderen Ebene, über die ich auch gut informiert bin – Gespräche über die Situation in Syrien stattfinden. Und wir werden in Syrien so lange nichts Nennenswertes erreichen, solange Russland der Meinung ist, in Syrien sei – um es „katholisch zu sagen“, Herr Bischof – „die Messe noch nicht gelesen“. Solange die Russen sagen: Wir haben noch keinen Anlass, den dortigen Machthaber im

Stich zu lassen, wird die Sache ganz schwierig – und wir Deutsche können uns schon gar nicht einbringen in solch einer Frage. Deswegen mache ich mir da im Augenblick gar keine allzu großen Hoffnungen. Zu den Waffenlieferungen habe ich mehrfach laut und deutlich gesagt, dass ich dagegen bin. Wir haben das Problem in Libyen gesehen. Die Touareg haben die Waffen alle mitgenommen, sind jetzt in Nigeria und Somalia damit unterwegs und beherrschen die ganze Wüste. Auf der anderen Seite muss ich aber auch etwas ganz anderes sagen – und darin sieht man wieder ein Dilemma. Uns haben Oppositionsvertreter gesagt, sie müssten sich wehren, wir könnten sie nicht schutzlos ausliefern. Denn wenn wir gar nichts machen könnten, gingen sie unter. Und wenn wir ihnen nicht helfen würden, dann bekämen sie die Waffen eben von woanders. Wir machen uns natürlich große Sorgen, dass mit den Waffenlieferungen auch der extremistische Islam dort an Einfluss gewinnt. Also Sie können in dem Punkt machen, was Sie wollen, Sie werden als Handelnder schuldig, ob sie handeln oder nicht handeln. Da ist es einfacher am grünen Tisch zu sagen, wir liefern keine Waffen, was ich für richtig halte, aber wohlwissend, dass sie dann woanders herkommen, nämlich aus dem Iran.

Zu glauben, dass man sagt, wir schicken keine Waffen, nach dem Motto „Hauptsache wir sind anständig und können sagen, wir haben nichts gemacht“, löst das Problem nicht, weil dann andere die Waffen liefern. Das ist immer das Hauptproblem. Deswegen kann ich nur sagen: Syrien ist ein ganz schwieriges Land, wo wir relativ wenig unternehmen können. Was ich mir wünschen würde, Herr Wolff, und darüber sollten wir nochmals reden: Wenn jetzt die Flüchtlingsströme beispielsweise nach Jordanien und in den Libanon weitergehen, muss bedacht werden, dass der Libanon auch ein geschundenes Land ist. Hier müssten wir schon überlegen, ob wir dort nicht materiell helfen sollten, um die Flüchtlingsströme den betroffenen Ländern nicht alleine zu überlassen.

Gloser: Ich stimme in vielen Punkten Ihrer Einschätzung zu. Aber wenn wir bei der Kultur der militärischen Zurückhaltung bleiben wollen, wie es der Außenminister formuliert, dann darf es keine Zurückhaltung bei humanitären Aktivitäten geben. Es darf nicht sein, dass in Ländern wie Jordanien oder Libanon durch die Belastung von Flüchtlingsströmen Instabilität droht oder wie im Falle des Libanon sich weiter verschärft. Gerade deswegen stellt sich die Frage, wie wir vor Ort helfen können, ebenso wie die Frage, wie wir durch die Aufnahme von Flüchtlingen helfen.

Barwig: Jetzt möchte ich gerne Herrn Armbruster, den ehemaligen ARD-Korrespondenten im Nahen Osten, der unter uns weilt, fragen was ihn jetzt gerade in unserer Diskussion beschäftigt?

Armbruster: Herr Kauder hat das Dilemma mit den Waffenlieferungen, unter anderem an Katar und Saudi-Arabien, gut formuliert. Es ist ganz eindeutig, wo die Bundesrepublik sehr viel mehr machen könnte: Sie sollten viel offenkundiger humanitäre Hilfe in die von den Rebellen kontrollierten Gebiete liefern – als Gegengewicht zu dem, was Saudi-Arabien und Katar tun. Die Menschen sagen immer wieder: Wir werden uns denen anschließen, die uns helfen, die uns Geld geben, um z. B. Tomaten, Kartoffeln, Lebensmittel zu kaufen. Ich bin nicht unbedingt dafür, dass auf jedem Hilfspaket ein deutsches Fähnchen weht, aber es wäre sinnvoll, wenn Europa auch offenkundig dafür sorgt, dass deutlicher wird: diese Hilfe im Nordirak, im Norden Syriens kommt aus Europa, kommt aus dem Westen, weil der Westen die Bevölkerung nicht im Stich lässt. Denn der Satz „ihr lasst uns im Stich“ ist mir in Nordsyrien immer wieder begegnet. Sicherlich von Militärs, die sagen, ihr lasst uns bei der Bewaffnung im Stich, aber auch von der syrischen Zivilbevölkerung. Auch über die Exilregierung wurde uns gesagt: Helfer aus Europa kommen nicht zu uns rein. Es sind im Moment drei oder vier Hilfsorganisationen in Syrien tätig: das ist Cap Anamur mit einem kleinen Krankenhaus, das sind die Grünhelme unter Rupert Neudeck und Ärzte ohne Grenzen. Das Außenministerium verspricht schon seit Monaten, ein Büro für Hilfsprogramme einzurichten und es wäre ein Leichtes, die Hilfe von dort mit syrischen Partnern weiter zu transportieren. Das zahlt sich später aus, wenn es um die Entscheidung geht, welche politische Richtung das Land nimmt.

Kauder: Ich habe hier nur eine Frage. Christen in Aleppo haben uns erzählt, dass konkrete Hilfslieferungen, die von Deutschland aus von ihren christlichen Gemeinden aus Deutschland avisiert worden sind, nicht ankommen, weil nämlich die Halbmondorganisation für die Verteilung der Güter zuständig ist. Das habe ich dann nachvollzogen und ich sage es einmal so: Ist Ihnen aufgefallen, dass die Logistik zur Verteilung der Güter von denen, die die Güter schicken, im Augenblick kaum zu beeinflussen ist? Wir kommen mit unseren Hilfslieferungen nicht direkt nach Aleppo durch. UNHCR und der Halbmond sagen, ihr müsst die Güter bei uns anliefern, wir verteilen sie dann nach entsprechenden Kontingenten. Und dann passiert es, dass unsere „Fähnchen“ nicht ankommen.

Wir sollten das nochmals besprechen. Es interessiert mich sehr, wenn Sie, Herr Armbruster, mir einen Weg aufzeigen, wie unsere Güter zuverlässig ankommen. Es erlahmt nämlich auch die Bereitschaft zu helfen, wenn man immer wieder hört, dass die Güter stecken bleiben. Deswegen wäre ich da für einen Hinweis sehr dankbar.

Barwig: Jetzt möchte ich mich an die beiden Repräsentanten unserer Kirche wenden. Es hieß der Vergangenheit immer wieder, die Kirchen mit ihren Forderungen nach einer humanitären, großzügigen Flüchtlingsaufnahmepolitik seien mit daran schuld, dass sich der Exodus von Christen aus ihren angestammten Siedlungsgebieten beschleunigt. Und ich möchte nun Prälat Dr. Klaus Krämer, den Präsidenten von missio fragen, wie sehen Sie dies? Wie kann man die Christen und andere bedrängte Menschen vor Ort stärken?

Krämer: Volker Kauder hat das Dilemma aufgezeigt und es, meiner Meinung nach, auf den Punkt gebracht. Das Grundanliegen von missio besteht darin, die Ortskirchen zu stärken. Wir unterstützen den Aufbau ortskirchlicher Strukturen in Afrika, Asien und Ozeanien, so dass die Ortskirchen selbstständig werden können. Dies gilt in besonderer Weise für jene Orte, an denen die Gläubigen – wie im nahen Osten – unter Druck stehen. Ihnen fühlen wir uns besonders verpflichtet. Wir möchten alles tun, was in unserer Macht steht, um die Lebenssituation der Menschen in dieser Region zu verbessern – aber unsere Möglichkeiten sind natürlich auch begrenzt. Es ist uns ein besonderes Anliegen, dass die Christen – ebenso wie alle Menschen – dort leben können, wo sie verwurzelt sind, wo ihre Heimat ist und wo sie ihre Aufgaben haben. Wir wollen verhindern, dass der Nahe Osten ein Ort ohne Christen wird. Für die Wiege der Christenheit ist es ein Drama, dass die Zahl der Christen in dieser Region immer weiter zurückgeht.

Natürlich heißt das nicht, dass wir kein Verständnis dafür haben, dass Christen ihrer Heimat im Nahen Osten den Rücken kehren. Die betroffenen Personen müssen selbst entscheiden, ob sie unter den jeweiligen Bedingungen weiterhin an ihrem Heimatort leben können und sich damit Repressalien aussetzen wollen. Sollten sie tatsächlich zu dem Entschluss gelangen, zum Wohl der Familie die Heimat zu verlassen, verdienen sie bei der Umsetzung dieser Entscheidung die notwendige Unterstützung. Aus diesem Grund hat missio sich in der Vergangenheit für Flüchtlinge eingesetzt. Speziell im Bezug auf die Irak-Flüchtlinge war dies letztlich ein intensives und erfolgreiches Engagement. Wir gaben den Christen, die aus dem Irak ausreisen wollen, die Möglichkeit, in Deutschland eine neue Heimat zu finden. Dabei waren wir uns der ungeheuren Ambivalenz sowie der durchaus kritischen Sicht der irakischen Bischöfe, welche unter der gleichen Spannung stehen, bewusst. Eine ähnliche Situation erleben wir heute unter anderem in Syrien und Ägypten.

Zu Beginn unseres Engagements steht für missio die konkrete Unterstützung vor Ort sowie das Anliegen, die regionalen Strukturen zu stärken. Aber natürlich auch – und das ist eine weitere Facette, die wir als Missionswerk in den letzten Jahren noch einmal verstärkt wahrnehmen konnten – die politische Lobby-

arbeit. Deshalb ist es uns wichtig, auf das Schicksal von Bedrängten Christen aufmerksam zu machen.

Besonders im Verlauf der letzten Jahre habe ich den Eindruck gewonnen, dass die Sensibilität für das Thema „Bedrängte Christen“ auch in Deutschland größer geworden ist. missio betreibt dabei natürlich keine Klientelpolitik. Uns stehen als katholisches Missionswerk die Christen zwar in besonderer Weise nahe, für sie fühlen wir uns in erster Linie verantwortlich. Aber Religionsfreiheit und Menschenrechte sind unteilbar. Überall dort, wo die Religionsfreiheit einer anderen Religion verletzt wird, müssen sich auch Christen angesprochen fühlen und sich engagieren! Es ist deshalb äußerst wichtig, dass auch in unserer Bevölkerung und in unseren Gemeinden das Bewusstsein dafür wächst, dass wir diese Solidarität üben müssen. Dazu gehört auch, dass wir dafür Sorge tragen, dass die in ihrer Heimat bedrängten oder verfolgten Menschen von uns aufgenommen werden. Zwar gibt es immer wieder vielfältige Widerstände in der Bevölkerung gegenüber solchen Flüchtlingskontingenten. An dieser Stelle sollten die christlichen Gemeinden in Deutschland aber Vorreiter sein und bedrängte Christen so aufnehmen, dass sie mit ihren Familien bei uns ihre neue Heimat finden können.

Barwig: Bischof Dr. Fürst, sind unsere Gemeinden oder könnten unsere Gemeinden in der Flüchtlingsaufnahme und -beheimatung gesellschaftlich vorbildlich sein oder ist die Wahrnehmung eher die, dass von den christlichen Gemeinden nicht mehr zu erwarten ist als von anderen Organisationen auch? Und was kann da Kirche ganz konkret zur Beheimatung tun? Gibt es hier Möglichkeiten für die Kirchen, gesellschaftlich wirksam zu werden?

Fürst: Christen müssen von ihrem Selbstverständnis her natürlich helfen. Fremde und Flüchtlinge aufnehmen, das ist eine Grundorientierung unseres christlichen Glaubens. Wenn man sich die Offenbarungstradition des Christentums in Israel anschaut, dann heißt es: „Beherberge den Fremden, denn du auch warst Fremder in deinem Land“. Diese Grundorientierung muss bei uns präsent sein. Ob überall die innere Bereitschaft vorhanden ist, wage ich zu bezweifeln. Aber dass wir von der Pastoral einer Diözese sehr intensiv dazu darauf hinwirken, dass diese Freundlichkeit gegenüber Bedrängten und Menschen, die auf der Flucht sind, dass die bei uns Unterstützung und Hilfe finden: Das steht für mich außer Frage.

Ich bin im Hinblick auf die politische Situation im Nahen Osten in der ganzen Differenziertheit kein Experte, aber ich trage Verantwortung für das, was dort geschieht im Hinblick auf die davon betroffenen Menschen. Und da begegnen mir und uns allen auf dem Podium eben diese Situationen, dass wir

uns auf der einen Seite wünschen, dass die Menschen in ihrer Heimat bleiben könnten, wo sie seit eh und je leben, wo sie ihren Glauben leben und beheimatet sind. Und viele Bischöfe, die jetzt auch mit der Bischofskonferenz im Gespräch sind, unterstützen uns, dass wir nicht zu starke Signale senden sollen, dass wir die Türen nicht zu weit aufmachen, um diejenigen, die möglicherweise bleiben wollen, nicht zum Exodus auffordern und dadurch die Kirchen vor Ort, die Gemeinden vor Ort dann aushungern. Das wollen wir natürlich nicht. Ich selbst empfinde eine unmittelbare innere Solidarität mit den Menschen, dass sie als Christen dort vor Ort ihren Glauben in Freiheit leben können. Und wir wollen von uns aus alles tun, damit die Menschen auch in ihrer Heimat bleiben können. Das ist natürlich nur sehr begrenzt möglich.

Aus innerer Sympathie und Überzeugung möchte ich alles dafür tun, dass Christen im Nahen Osten ihr Leben leben können, was von Prälat Dr. Klaus Krämer schon heute Morgen angesprochen worden ist. Ich finde es eine schwierige Situation, wenn im Ursprungsland des Christentums nur noch die Steine stehen und nur noch Museen existieren. Hier war mal die Wiege des Christentums, aber heute ist davon nichts mehr zu spüren. Trotzdem sehen wir natürlich die Verpflichtung, dass Menschen die Situation nicht mehr aushalten können, wenn ihre Zukunftschancen verloren gehen. Herr Kauder hat dies angesprochen: Im Nahen Osten sagen viele Menschen, wir möchten, dass unsere Kinder eine bessere Zukunft als wir erleben. Wir haben uns gut überlegt, ob wir in unserer Diözese aus dem Kontingent irakischer Flüchtlinge Chaldäer aufnehmen. Und wir haben eine chaldäische Gemeinde mit einem Geistlichen, der die Gottesdienste für sie feiert. Er ist allerdings für ganz Baden-Württemberg zuständig, so dass er immer nur zeitweilig zu den Gottesdiensten kommen kann.

Es wurde heute Morgen gesagt, dass wir Flüchtlinge, die bei uns in Deutschland leben, natürlich in ihrer liturgischen, in ihrer glaubensmäßigen Beheimatung unterstützen. Da kommt immer auch die Frage der Integration auf. Aber wir sehen die Notwendigkeit, dass sie ihren Glauben so leben können, wie sie ihn in ihrer Heimat gelebt haben. Wir haben jetzt auch die Situation, dass durchaus in einem kirchlichen Gebäude die Möglichkeit bestehen würde, Christen aufzunehmen, wobei wir immer auch sagen, sie müssen dabei in einer Weise aufgenommen werden können, die ihnen ein gutes Leben, ein gutes Zusammenleben und nicht einfach Isolation beschert. Und da brauchen wir natürlich gutes Personal der Begleitung und wir brauchen finanzielle Mittel und eine Kirchengemeinde, die das ermöglicht.

Barwig: Vielleicht könnte das ja modellhaft sein, um zu zeigen, wie man ein Umfeld mitnehmen kann in Ehrenamtlichkeit und in Professionalität.

Ich wollte Sie, Herr Kauder und Frau Öztürk, noch einmal gezielt am Schluss fragen: Welche integrationspolitischen Konsequenzen hat es, dass das Thema „Resettlement“ als neue quantitative Dimension von Flüchtlingsaufnahme an Bedeutung gewinnt?

Kauder: Also, weil Sie mich angesprochen haben: Bei den Syrern stelle ich etwas Bemerkenswertes fest, noch viel intensiver als bei den Kopten. Die Syrer wollen eigentlich ihre Heimat nicht in Massen verlassen. Auch die bedrängten Christen sagen uns, sie wollen in ihrer Heimat bleiben. Das ist anders als bei den Kopten in Ägypten, die sagen, wir würden gerne gehen. Die Syrer wollen in ihrer Heimat bleiben. Deswegen ist gar nicht ausgeschlossen, je nach dem wie sich die Situation dort entwickelt, dass der eine oder andere zurückgeht. Aber wenn er mit einer guten Ausbildung zurückgeht, ist doch auch schon etwas Sinnvolles erreicht.

Wolff: Herr Barwig, vielleicht eine kleine Ergänzung, damit Frau Öztürk dann am Schluss darauf eingehen kann. Wir haben das Anerkennungsgesetz für berufliche Abschlüsse und Teilabschlüsse seit zwei Jahren verabschiedet, seit einem Jahr wirksam, auf Bundesebene geschaffen für alle Regelungen, die wir im Bund regeln können. Es ist ein Skandal, dass es nur wenige Länder geschafft haben, bisher auf Landesebene dies für ihre Bereiche zu regeln.

Öztürk: Darauf möchte ich jetzt eingehen. Es sind verschiedene Instrumente in der Migrationspolitik vorhanden, die wir voneinander unterscheiden müssen. Die Kontingentflüchtlinge, die wir aus Syrien aufnehmen wollen, haben relativ gute Voraussetzungen, schnell Arbeit zu finden, die Sprache zu lernen und integriert zu werden. Sie werden daher manchmal auch als „Luxusflüchtlinge“ bezeichnet, was ich sehr unpassend und problematisch finde. Die letzten aufgenommenen Kontingentflüchtlinge kamen zum Beispiel aus dem Irak. Die Menschen, die alleine nach Deutschland geflüchtet sind, Asyl beantragt haben und nach langer Verfahrenszeit anerkannt worden sind, sahen sich mit den bekannten Arbeitsmarkthürden konfrontiert. Wenn sie eine Arbeit aufnehmen wollten, musste der Arbeitgeber nachweisen, dass es keinen passenden inländischen Bewerber für diese Stelle gibt. Sie haben zum Beispiel auch keine Sprachkurse bekommen, solange der Asylantrag lief und nicht positiv entschieden wurde. Und diejenigen, die als Kontingentflüchtlinge nach Deutschland kamen, erhielten sofort eine befristete Aufenthaltserlaubnis und auch eine Arbeitserlaubnis. Somit konnten sie relativ schnell in den Arbeitsmarkt und in das Sozialleben integriert werden. Von daher ist eher sinnvoll, für die Kontingentflüchtlinglösung zu werben und mehr Menschen in Zusammenarbeit

mit dem UNHCR aufzunehmen. Denn diesen Menschen kann relativ schnell eine Integration in unserer Gesellschaft ermöglicht und eine Perspektive aufgezeigt werden. Ich sehe das Problem, wenn wir nur 5.000 Kontingentflüchtlinge aufnehmen, dass wir damit andere Menschen quasi in die Situation bringen illegale Wege der Migration nach Deutschland oder Europa zu suchen. Die reale Situation von Flüchtlingen ist weltweit dramatisch, viele Menschen sind in der ganzen Welt, wo es Krisen gibt, auf der Flucht und versuchen mit allen Mitteln, zu uns zu kommen. Sie kommen eben nicht über Kontingente und haben dann das Problem, dass sie in einer langen Schleife hängen und unzufrieden sind. Sie erhalten keine Sprachkurse, Kindern wird der Schulbesuch erschwert, sie erhalten keine ausreichende Gesundheitsversorgung und teilweise dürften zum Beispiel Jugendliche keine Ausbildung machen. Hessen hat ein Anerkennungsgesetz vorgelegt, für dessen praktische Umsetzung gesorgt werden muss. Wir müssen auf jeden Fall in dieser ganzen Diskussion Außenpolitik und Innenpolitik stärker miteinander verzahnen. Integration ist ein wichtiges Stichwort und ich glaube, da müssen wir noch sehr viel nachholen. Das, was wir machen ist gut, es reicht aber trotzdem nicht aus, wenn wir uns die Realität der Flüchtlinge anschauen. Wir können ja immer ein bisschen besser werden und das sollte unser gemeinsamer Anspruch über die Parteigrenzen hinweg sein.

Barwig: Herr Wolff, wir haben uns an diesem Ort am Montag und Dienstag dieser Woche mit hundert Fachleuten aus Bund und Land zum Thema Anerkennungsgesetz und die Folgen unterhalten: Als wir vor dem Asylkompromiss 1992 die Spätaussiedler aufnahmen, war der Anspruch, dass sie nach einem Jahr dort sind, wo sie in Kasachstan, in Russland und Sibirien ihre Schule abgebrochen hatten. Das hat damals funktioniert. Das war integrations- und bildungspolitisch wirklich interessant. Vielleicht gibt es da Dinge, an die man historisch wieder anknüpfen könnte nach der Devise: Demografisch haben wir es eh nötig: keiner darf verloren gehen.

Wolff: Nehmen Sie doch einfach mit, dass Sie mich auf das Thema nochmals intensiv hingewiesen haben und dass wir von dem Gespräch nicht so weggehen, wie wir gekommen sind.

Barwig: Was wünscht sich der Moderator mehr. Vielen Dank.

Fürst: Ich möchte kein Schlusswort sprechen. Das Thema unserer Tagung heißt „Zur Situation der Christen im Nahen Osten“. Dies stelle ich einfach nur in den Raum. Was könnten und sollten wir eigentlich tun, damit die Situation der

Christen im Nahen Osten tatsächlich so wird, dass sie bleiben können und dass sie nicht einfach einem gewissen Verdrängungsmechanismus, der offensichtlich vorliegt, ausgeliefert sind. Ich habe kein Rezept, aber ich wünsche mir eigentlich schon, dass wir auch aufgrund der Minderheitensituation anderer gesellschaftlicher, kultureller oder religiöser Gruppen im Hinblick auf die Entwicklung der Länder, der Staaten, der Gesellschaftsformen so mit einwirken, dass die Rechte von Minderheiten und die Religionsfreiheit in den Staaten des Nahen Ostens verbessert werden. Also nicht nur reaktiv, sondern pro-aktiv einzuwirken ohne uns einzumischen. Und das zu ermöglichen, was bei uns selbstverständlich ist, nämlich: dass Religionsfreiheit herrscht.

Erschienenene Publikationen

- 55 Die Situation der Christen im Nahen Osten – Fachkonferenz im Tagungszentrum Stuttgart-Hohenheim, 3. Mai 2013
deutsch (2014) – Bestellnummer 600 330
- 54 Christen in Ägypten: Die wachsende Kluft zwischen Islamisten und Nicht-Islamisten
deutsch (2013) – Bestellnummer 600 329
- 53 Die Entstehung der neuen ägyptischen Verfassung: Analyse und Bewertung
deutsch (2013) – Bestellnummer 600 328
- 52 Osttimors unvollendete Aufarbeitungsprozesse Helden und Opfer: Die Konkurrenz um Anerkennung und Reparationen
deutsch (2013) – Bestellnummer 600 327
- 51 Religionsfreiheit in der Türkei?
Entwicklungen 2005-2012
deutsch (2012) – Bestellnummer 600 326
- 50 Blasphemie – Vorwürfe und Missbrauch Die pakistanischen Blasphemiegesetze und ihre Folgen
deutsch (2012) – Bestellnummer 600 325
- 49 Die Situation der Flüchtlinge aus West-Papua in Papua-Neuguinea – Kulturelle Probleme und menschenrechtliche Fragen
deutsch (2012) – Bestellnummer 600 324
- 48 Zauberei, Christentum und Menschenrechte in Papua-Neuguinea
deutsch (2012) – Bestellnummer 600 323
- 47 DR Kongo: Eine Bilanz der Gewalt
deutsch (2012) – Bestellnummer 600 322
- 46 Weibliche Genitalverstümmelung (FGM) im Senegal
deutsch (2012) – Bestellnummer 600 321
Female Genital Mutilation in Senegal
englisch (2012) – Bestellnummer 600 321
Mutilations génitales féminines au Sénégal
französisch (2012) – Bestellnummer 600 321
- 45 Senegal – Die Lage der Menschenrechte im Casamance-Konflikt
deutsch (2011) – Bestellnummer 600 318
The human rights situation in the Casamance conflict
englisch (2011) – Bestellnummer 600 319
La Situation des droits de l'homme dans le conflit casamançais
französisch (2011) – Bestellnummer 600 320
- 44 Tunesien 2011 – Vor welchen Herausforderungen steht das Land heute?
deutsch (2011) – Bestellnummer 600 317
Tunisia 2011 – The challenges facing the country
in English (2011) – Order No. 600 317
Tunisie 2011 – les défis à relever par le pays
en français (2011) – Numéro de commande 600 317
- 43 Was bedeutet Religionsfreiheit und wann wird sie eingeschränkt?
Religionsfreiheit – ein Kurzleitfaden
deutsch (2010) – Bestellnummer 600 316
What freedom of religion or belief involves and when it can be limited. A quick guide to religious freedom
in English (2010) – Order No. 600 316
Que signifie la liberté religieuse et quand est-elle restreinte ?
La liberté religieuse – un petit guide
en français (2010) – Numéro de commande 600 316
- 42 Christlich glauben, menschlich leben – Menschenrechte als Herausforderung für das Christentum
deutsch (2011) – Bestellnummer 600 313
Christian faith, human dignity – Christianity and the human rights challenge
in English (2010) – Order No. 600 314
Foi chrétienne et vie humaine – Les droits de l'homme, un défi pour le christianisme
en français (2010) – Numéro de commande 600 315
- 41 Die Hintergründe des brutalen Anschlags auf eine koptische Kirche in Alexandria am 1. Januar 2011 – Eine auf 15 Jahre Forschungsarbeit zu den muslimisch-christlichen Beziehungen in Ägypten gestützte Analyse
deutsch (2011) – Bestellnummer 600 310
The context of the brutal attack on a Coptic Orthodox church in Alexandria on January 1, 2011 – Analysis based on 15 years of research in Muslim-Christian relations in Egypt
in English (2011) – Order No. 600 311
Le contexte de l'odieux attentat perpétré contre une église copte orthodoxe à Alexandrie le 1^{er} janvier 2011
en français (2011) – Numéro de commande 600 312
- 40 Feldstudie zur Praxis der Weiblichen Genitalverstümmelung (FGM) im heutigen Kenia
deutsch (2010) – Bestellnummer 600 309
Field Study on Female Genital Mutilation (FGM) in Kenya Today
in English (2010) – Order No. 600 309
La mutilation génitale des femmes (MGF) au Kenya aujourd'hui – Enquête de terrain
en français (2010) – Numéro de commande 600 309
- 39 Vom Widerspruch, ein christlicher Dalit zu sein Gräueltaten unter Kastenangehörigen: Vanniyar-Christen gegen Dalit-Christen
Eraiyyur, Tamil Nadu, März 2008
deutsch (2010) – Bestellnummer 600 308
On the Contradiction of being Dalit Christians Caste Atrocity: Vanniar Christians against Dalit Christians
Eraiyyur, Tamil Nadu, march 2008
in English (2010) – Order No. 600 308
De la contradiction d'être chrétien Dalit Atrocités entre castes : les chrétiens Vanniyaars contre les chrétiens Dalits
Eraiyyur, Tamil Nadu, mars 2008
en français (2010) – Numéro de commande 600 308
- 38 Vom Widerspruch, ein christlicher Dalit zu sein
deutsch (2010) – Bestellnummer 600 307
On the Contradiction of being Dalit Christians
in English (2010) – Order No. 600 307
De la contradiction d'être chrétien Dalit
en français (2010) – Numéro de commande 600 307
- 37 Malaysia: Übergriffe politischer Extremisten auf Christen: Das „Allah“-Dilemma
deutsch (2010) – Bestellnummer 600 306
Malaysia: Christians Harassed by Political Extremists: The "Allah" Dilemma
in English (2010) – Order No. 600 306
Malaisie. Les chrétiens persécutés par des extrémistes politiques : la polémique „Allah“
en français (2010) – Numéro de commande 600 306
- 36 Menschenrechte und Menschenwürde in Madagaskar – Ein Land sucht seinen Weg
deutsch (2009) – Bestellnummer 600 303
- 35 Jakarta und Papua im Dialog – Aus papuanischer Sicht
deutsch (2009) – Bestellnummer 600 300
Dialogue between Jakarta and Papua – A perspective from Papua
in English (2009) – Order No. 600 301
Le dialogue entre Jakarta et la Papouasie dans la perspective de la Papouasie
en français (2009) – Numéro de commande 600 302
- 34 Boko Haram – Nachdenken über Ursachen und Wirkungen
deutsch (2009) – Bestellnummer 600 299
Boko Haram: Some reflections on causes and effects
in English (2009) – Order No. 600 299
Réflexions sur les causes et les effets de Boko Haram
en français (2009) – Numéro de commande 600 299
- 33 Gewalt gegen Christen in Indien – eine Erwiderung Religiöse Gewalt in Orissa: Fragen, Versöhnung, Frieden und Gerechtigkeit
deutsch (2009) – Bestellnummer 600 298
Violence against Christians in India – A response
Religious Violence in Orissa – Issues, Reconciliation, Peace and Justice
in English (2009) – Order No. 600 298
Violences envers les chrétiens en Inde – Éléments de réponse
Violence religieuse en Orissa – Enjeux, réconciliation, paix et justice
en français (2009) – Numéro de commande 600 298
- 32 Gewalt gegen Christen in Indien – eine Erwiderung Demokratie, Säkularismus und Pluralismus in Indien
deutsch (2008) – Bestellnummer 600 297
Violence against Christians in India – A response
Democracy, Secularism and Pluralism in India
in English (2008) – Order No. 600 297
Violences envers les chrétiens en Inde – Éléments de réponse
Démocratie, laïcité et pluralisme en Inde
en français (2008) – Numéro de commande 600 297
- 31 Hintergrundinformationen: Aufnahme von Irakflüchtlingen Zur Situation nichtmuslimischer Flüchtlinge in den Nachbarländern des Irak
deutsch (2008) – Bestellnummer 600 294
Asylum for Iraqi Refugees – Background Information
The situation of non-Muslim refugees in countries bordering on Iraq
in English (2008) – Order No. 600 295
L'accueil de réfugiés irakiens – Informations de base : La situation des réfugiés non musulmans dans les États riverains de l'Irak
en français (2008) – Numéro de commande 600 296
- 30 Diffamierung von Religionen und die Menschenrechte
deutsch (2008) – Bestellnummer 600 293
Defamation of Religions and Human Rights
in English (2008) – Order No. 600 293
Diffamation des religions et droits de l'homme
en français (2008) – Numéro de commande 600 293
- 29 Simbabwe – der Wahrheit ins Auge sehen, Verantwortung übernehmen
deutsch (2008) – Bestellnummer 600 292
Zimbabwe: Facing the truth – Accepting responsibility
in English (2008) – Order No. 600 292
Le Zimbabwe : Regarder la vérité en face – Assumer la responsabilité
en français (2008) – Numéro de commande 600 292
- 28 Zur Lage der Menschenrechte in Myanmar/Birma. Erste politische Schritte einer Minderheitenkirche
deutsch (2008) – Bestellnummer 600 289
The human rights situation in Myanmar/Burma. First political steps of a minority church
in English (2008) – Order No. 600 290
La situation des droits de l'Homme au Myanmar/Birmanie. Les premiers pas politiques d'une Église minoritaire
en français (2008) – Numéro de commande 600 291
- 27 Zur Lage der Menschenrechte in der Volksrepublik China – Wandel in der Religionspolitik?
deutsch (2008) – Bestellnummer 600 286
Human Rights in the People's Republic of China – Changes in Religious Policy?
in English (2008) – Order No. 600 287
La situation des droits de l'Homme en République populaire de Chine – Des changements dans la politique en matière de religion ?
en français (2008) – Numéro de commande 600 288
- 26 Asyl für Konvertiten? Zur Problematik der Glaubwürdigkeitsprüfung eines Glaubenswechsels durch Exekutive und Judikative
deutsch (2007) – Bestellnummer 600 285
Asylum for Converts? On the problems arising from the credibility test conducted by the executive and the judiciary following a change of faith
in English (2007) – Order No. 600 285
L'asile pour les convertis ? La question de l'examen de la crédibilité d'une conversion par le pouvoir exécutif et judiciaire
en français (2007) – Numéro de commande 600 285
- 25 Osttimor stellt sich seiner Vergangenheit – die Arbeit der Empfangs-, Wahrheits- und Versöhnungskommission
deutsch (2005) – Bestellnummer 600 281
East Timor Faces up to its Past – The Work of the Commission for Reception, Truth and Reconciliation
in English (2005) – Order No. 600 282
Le Timor oriental fait face à son histoire : le travail de la Commission d'accueil, de vérité et de réconciliation
en français (2005) – Numéro de commande 600 283
Timor Timur menghadapi masa lalunya
Kerja Komisi Penerimaan, Kebenaran dan Rekonsiliasi
in Indonesian (2005) – Order No. 600 284
- 24 Zur Lage der Menschenrechte in Papua (Indonesien)
deutsch (2006) – Bestellnummer 600 277
Interfaith Endeavours for Peace in West Papua (Indonesia)
in English (2005) – Order No. 600 278
La situation des droits de l'Homme en Papouasie (Indonésie)
en français (2006) – Numéro de commande 600 279
- 23 Zur Lage der Menschenrechte in Liberia: Ein Traum von Freiheit – Der Einsatz der Katholischen Kirche für Frieden und Gerechtigkeit
deutsch (2005) – Bestellnummer 600 274
Human rights in Liberia: A dream of freedom – the efforts of the Catholic Church for justice and peace
in English (2005) – Order No. 600 275
La situation des droits de l'Homme au Libéria : un rêve de liberté – L'engagement de l'Église catholique pour la justice et la paix
en français (2005) – Numéro de commande 600 276

- 22 **Möglichkeiten christlich-islamischer Zusammenarbeit bei der Umsetzung der Menschenrechte und dem Aufbau von Zivilgesellschaften – Dokumentation einer internationalen Fachtagung. 11. bis 14. März 2002, Berlin – Band 2**
deutsch (2004) – Bestellnummer 600 271
Opportunities for Christian-Islamic co-operation in upholding human rights and establishing civil societies. Conference in closed session 11/3/2002 – 14/3/2002, Berlin – Volume 2
in English (2004) – Order No. 600 272
Possibilités d'une coopération chrétienne-islamique en vue du respect des droits de l'Homme et de la mise en place de sociétés civiles. Congrès technique en comité restreint, 11-14/03/2002, Berlin – Volume 2
en français (2004) – Numéro de commande 600 273
- 21 **Möglichkeiten christlich-islamischer Zusammenarbeit bei der Umsetzung der Menschenrechte und dem Aufbau von Zivilgesellschaften – Dokumentation einer internationalen Fachtagung. 11. bis 14. März 2002, Berlin – Band 1**
deutsch (2004) – Bestellnummer 600 268
Opportunities for Christian-Islamic co-operation in upholding human rights and establishing civil societies. Conference in closed session 11/3/2002 – 14/3/2002, Berlin – Volume 1
in English (2004) – Order No. 600 269
Possibilités d'une coopération chrétienne-islamique en vue du respect des droits de l'Homme et de la mise en place de sociétés civiles. Congrès technique en comité restreint, 11-14/03/2002, Berlin – Volume 1
en français (2004) – Numéro de commande 600 270
- 20 **Die Türkei auf dem Weg nach Europa – Religionsfreiheit?**
deutsch (2004) – Bestellnummer 600 264
Human Rights – Turkey on the Road to Europe – Religious Freedom?
in English (2004) – Order No. 600 265
La situation des Droits de l'Homme
– La Turquie sur la voie de l'Europe. Où en est la liberté religieuse ?
en français (2004) – Numéro de commande 600 266
- 19 **Zur Lage der Menschenrechte in Ägypten**
deutsch (2004) – Bestellnummer 600 260
Human Rights in Egypt
in English (2004) – Order No. 600 261
Les Droits de l'Homme en Égypte
en français (2004) – Numéro de commande 600 262
- 18 **Zur Lage der Menschenrechte in Laos**
deutsch (2004) – Bestellnummer 600 257
Human Rights in Laos
in English – Order No. 600 257
Les Droits de l'Homme au Laos. L'Église sous la dictature militaire
en français (2004) – Numéro de commande 600 257
- 17 **Zur Lage der Religionsfreiheit im Königreich Kambodscha.**
deutsch (2004) – Bestellnummer 600 257
Religious Freedom in the Kingdom of Cambodia.
in English (2004) – Order No. 600 257
La liberté religieuse au Royaume du Cambodge.
en français (2004) – Numéro de commande 600 257
- 16 **Zur Lage der Menschenrechte in Myanmar/Burma. Kirche unter Militärdiktatur**
deutsch (2004) – Bestellnummer 600 251
Human Rights in Myanmar/Burma.
The Church under military dictatorship
in English (2004) – Order No. 600 252
La situation des Droits de l'Homme au Myanmar/Birmanie. L'Église sous la dictature militaire
en français (2004) – Numéro de commande 600 253

- 15 **Zur Lage der Menschenrechte in Ruanda**
deutsch (2003) – Bestellnummer 600 248
Human Rights in Rwanda.
in English (2003) – Order No. 600 249
La situation des Droits de l'Homme au Rwanda
en français (2003) – Numéro de commande 600 250
- 14 **Zur Lage der Menschenrechte in Nigeria**
deutsch (2003) – Bestellnummer 600 245
Human Rights in Nigeria.
in English (2003) – Order No. 600 246
La situation des Droits de l'Homme au Nigeria
en français (2003) – Numéro de commande 600 247
- 13 **Zur Lage der Menschenrechte im Sudan**
deutsch (2003) – Bestellnummer 600 242
Human Rights in Sudan.
in English (2003) – Order No. 600 243
La situation des Droits de l'Homme au Soudan
en français (2003) – Numéro de commande 600 244
- 12 **Zur Lage der Menschenrechte in Südkorea**
deutsch (2003) – Bestellnummer 600 239
Human Rights in South Korea.
in English (2003) – Order No. 600 240
La situation des Droits de l'Homme en Corée du Sud
en français (2003) – Numéro de commande 600 241
- 11 **Zur Lage der Menschenrechte in Simbabwe**
deutsch (2002) – Bestellnummer 600 236
Human Rights in Zimbabwe.
in English (2002) – Order No. 600 237
La situation des Droits de l'Homme au Zimbabwe
en français (2002) – Numéro de commande 600 238
- 10 **Zur Lage der Menschenrechte in Sri Lanka. Über den Einsatz der katholischen Ortskirche für Frieden und Gerechtigkeit.**
deutsch (2002) – Bestellnummer 600 233
Human Rights in Sri Lanka. On the work of the Catholic local Church for peace and justice
in English (2002) – Order No. 600 234
La situation des Droits de l'Homme au Sri Lanka. Sur l'engagement de l'Église en faveur de la paix et de la dignité humaine
en français (2002) – Numéro de commande 600 235
- 9 **Zur Lage der Menschenrechte in Vietnam. Religionsfreiheit**
deutsch (2002) – Bestellnummer 600 230
Human Rights in Vietnam. Religious Freedom
in English (2002) – Order No. 600 231
La situation des Droits de l'Homme au Vietnam. Liberté religieuse.
en français (2002) – Numéro de commande 600 232
- 8 **Genitale Verstümmelung von Mädchen und Frauen. Situationsbericht aus dem Sudan**
deutsch (2002) – Bestellnummer 600 208
Female Genital Mutilation
A Report on the Present Situation in Sudan
in English (2002) – Order No. 600 208
Mutilations sexuelles chez les fillettes et les femmes.
Rapport sur l'état de la situation au Soudan
en français (2002) – Numéro de commande 600 208

- 7 **Genitale Verstümmelung von Mädchen und Frauen. Auswertung einer Befragung von Mitarbeiter/innen katholischer kirchlicher Einrichtungen aus 19 afrikanischen Staaten**
deutsch (2002) – Bestellnummer 600 207
Female Genital Mutilation – Evaluation of a Survey Conducted among Staff Members of Catholic Church Institutions in Africa
in English (2002) – Order No. 600 217
Mutilations sexuelles chez les fillettes et les femmes.
Évaluation d'une enquête exécutée auprès de collaborateurs d'institutions de l'Église catholique en Afrique
en français (2002) – Numéro de commande 600 227
- 6 **Verfolgte Christen? Dokumentation einer internationalen Fachtagung Berlin, 14./15. September 2001**
deutsch (2002) – Bestellnummer 600 206
Persecuted Christians ? Documentation of an International Conference Berlin 14/15 September 2001
in English (2002) – Order No. 600 216
Des chrétiens persécutés ? Documentation d'une conférence internationale à Berlin 14/15 septembre 2001
en français (2002) – Numéro de commande 600 226
- 5 **Zur Lage der Menschenrechte in der Türkei – Laizismus – Religionsfreiheit?**
deutsch (2001) – Bestellnummer 600 205
Human Rights in Turkey – Secularism = Religious Freedom?
in English (2002) – Order No. 600 215
La situation des Droits de l'Homme en Turquie.
Laïcisme signifie-t-il liberté religieuse ?
en français (2002) – Numéro de commande 600 225
- 4 **Osttimor – der schwierige Weg zur Staatswerdung**
deutsch (2001) – Bestellnummer 600 204
Human Rights in East Timor – The Difficult Road to Statehood
in English (2002) – Order No. 600 214
La situation des Droits de l'Homme au Timor-Oriental – La voie ardue de la fondation de l'État
en français (2002) – Numéro de commande 600 224

- 3 **Zur Lage der Menschenrechte in Indonesien. Religionsfreiheit und Gewalt**
deutsch (2001) – Bestellnummer 600 203
Human Rights in Indonesia. Violence and Religious Freedom
in English (2002) – Order No. 600 213
La situation des Droits de l'Homme en Indonésie. Liberté religieuse et violence
en français (2002) – Numéro de commande 600 223
Situasi HAM di Indonesia: Kebebasan Beragama dan Aksi Kekerasan
in Indonesian (2002) – Order No. 600 209
- 2 **Menschenrechte im Kongo: von 1997 bis 2001. Die schwierige Lage der Kirchen**
deutsch (2002) – Bestellnummer 600 202
Human Rights in the DR Congo: 1997 until the present day. The predicament of the Churches
in English (2001) – Order No. 600 212
Droits de l'Homme en République Démocratique du Congo : de 1997 à nos jours. Un défi pour les Églises
en français (2002) – Numéro de commande 600 222
- 1 **Zur Lage der Menschenrechte in der VR China – Religionsfreiheit**
deutsch (2001) – Bestellnummer 600 201
Human Rights. Religious Freedom in the People's Republic of China
in English (2002) – Order No. 600 211
La situation des Droits de l'Homme en République populaire de Chine – Liberté religieuse
en français (2002) – Numéro de commande 600 221